

[205]

Prinzipienfragen der Denkpsychologie

von Richard Höningwald¹

I.

Hochansehnliche Versammlung!

Die wissenschaftliche Tradition, die ihr weithin leuchtendes Symbol in dem Namen und in den Bestrebungen dieser blühenden Gesellschaft gefunden hat, scheint Erörterungen aus dem Problembereich der Psychologie nicht gerade zu begünstigen. Denn unabhängig von den eigentlichen methodischen Tendenzen der Psychologie, ja in unerlässlichem und zeitweilig schroffem Gegensatz zu ihnen hatte sich die Wiedererneuerung des kritischen Gedankens in Deutschland vollzogen. Nur in dem vollen Bewusstsein seiner methodischen Selbständigkeit konnte sich der systematische Bestand des philosophischen Kritizismus entfalten und die ruhmreiche Geschichte der Rückkehr zu Kant ist zum guten Teil die Geschichte des Prozesses der Abgrenzung des *kritischen* Problemgebietes von dem *psychologischen*.

Weder freilich ist dieser Prozess ungehemmt vor sich gegangen, noch auch ist er abgeschlossen. Die elementare Kraft des Kantischen Gedankens liegt nicht sowohl in dem Inhalt, als vielmehr in der Struktur der Fragestellung, die sich in ihm ausprägt. Denn nicht dies allein, dass er sich auf eine Theorie der Geltung von Gedanken, wissenschaftlicher und ästhetischer, ethischer und religiöser, überhaupt richtet, ist das große und eigenartige an ihm; dass diese Theorie zugleich und durch sich selbst die Forderung begründet und erfüllt, sich in der Unerlässlichkeit ihrer eigenen Aufgabe zu rechtfertigen — das erst sichert der Philosophie Kants eine nie versiegende Bedeutung. Deshalb aber ist auch die Kritik mit ihren Grundmotiven überall gegenwärtig, wo in irgend einem, wenn auch noch so abgeblassten oder noch so erweiterten Sinn, von Erkenntnis und von Wahrheit, von Objekten oder von Werten die Rede ist. [206]

Allein, wie scharf sich so der methodische Grundgedanke der Kritik an allen entscheidenden Punkten des wissenschaftlich-philosophischen Denkens auch zur Geltung bringen mag, in der ganzen Tiefe und Breite seiner Wirksamkeit begleitet ihn proteusartig schillernd, als Erbfeind, das unausrottbare Vorurteil des Psychologismus. Immer wieder drängt sich an die Stelle einer Rechtfertigung der objektiven „Möglichkeit“ von Begriffen die Reflexion auf die „Handlungen, dadurch Begriffe erzeugt werden.“ Immer wieder droht das Problem von dem, was in der Erkenntnis „liegt“, zurückzulenken in die Bahn der Frage nach den „Einrichtungen“ des menschlichen Geistes. – Indessen, die Gefahr des Psychologismus erscheint, wie so manche andere auf dem Boden der Wissenschaftstheorie, gebannt, sobald sie nur erkannt ist. Und ohne sie zu unterschätzen, darf man erklären: auch in seinen sublimiertesten Formen wird es der Psychologismus niemals vermögen, das Recht und den Bestand des kritischen Gedankens in Frage zu stellen.

Ein Problem aber bleibt dabei die „Möglichkeit“ des Psychologismus als solche; ein Problem, das nur dann als gelöst betrachtet werden dürfte, wenn es gelungen wäre, die Zusammenhänge zwischen dem Begriff des Psychologismus und der Struktur der Psychologie selbst aufzudecken. Man glaube nicht, dass diese These den Versuch bedeutet, die Verantwortung für die Irrwege des

¹ Vortrag, gehalten anlässlich der Generalversammlung der Kant-Gesellschaft zu Halle a. S. am 20. April 1913.

Psychologismus der Psychologie zuzuschieben. Im Gegenteil! Je tiefer der Begriff des ersteren gefasst wird, je klarer herausgestellt wird nicht allein, was der Psychologismus verfehlt, sondern welches die Faktoren sind, in denen er wurzelt, um so schärfer und prinzipieller wird sich auch die Ablehnung gestalten können, die ihm von Seiten der letzteren zuteil werden muss: der Boden selbst, dem er entsprossen, muss ihm die Nahrung versagen, soll der Einfluss des Psychologismus in der Wissenschaftslehre endgültig gebrochen werden. So führt der Psychologismus als Problem auf einer neuen Grundlage doch wieder zu Erwägungen wissenschaftstheoretischer Natur zurück: auf der Grundlage und unter der Voraussetzung einer Kritik des Begriffs der Psychologie als Wissenschaft.

Zwei Wege eröffnen sich solcher Kritik. Der eine führt über die Darlegung der methodischen Voraussetzungen der Psychologie zu der Beantwortung der Frage nach deren „Möglichkeit“ überhaupt. Ist die Psychologie, woran nicht gezweifelt werden [207] kann, ein durch eigentümliche Methoden und Ergebnisse wohlcharakterisiertes Forschungsgebiet, dann realisieren sich in ihr unweigerlich die Bedingungen jener Methoden selbst; dann ist auch sie, wie jedes Produkt einer Theorie, durchsetzt und getragen von einem System spezifischer Beziehungen, deren Geltung sie ihren Bestand als Wissenschaft verdankt. Unter solchen Gesichtspunkten hiesse den Begriff der Psychologie kritisieren: die Psychologie, nicht freilich ihrem sachlichen Gehalt, wohl aber ihrem methodischen Typus nach aus jenem System von Beziehungen „deduzieren“.

Wohl ist, wie bekannt, jetzt viel die Rede von der grundsätzlichen „Unausdrückbarkeit“ des Psychischen und neuerdings auch, mit ganz besonderer theoretischer Betonung, von der „vollen Konkretion des Erlebten“ als dem einzigen, aber nie erreichten Ziel der Psychologie; einem Ziel freilich, dem die Forschung durch eine „Rekonstruktion“ desjenigen Tatbestandes dennoch zuzustreben habe, den eine „vorgängige“ „Konstruktion“ des wissenschaftlichen „Objekts“ — in grundsätzlicher, wenngleich unvermeidlicher Verfehlung der eigentlichen Absichten der Psychologie — geschaffen hatte.²

Für eine eingehende Diskussion solcher Positionen ist hier nicht der Ort. Was sie für das Schicksal der Psychologie zu bedeuten haben, werden sie im wesentlichen wohl noch erst erweisen müssen. Eine Forderung aber darf man doch zum mindesten an diejenige von ihnen stellen, die den wissenschaftlichen Motiven nach, in denen sie wurzelt, das Moment der Begründung höher bewerten muss als die romantische Geste einer noch so feinsinnigen und wissenschaftsfreundlichen Mystik.

Es mag die „volle Konkretion des Erlebten“, von der Natorp spricht, eine „ideell höchste Stufe“³ bedeuten, deren als solcher sich keine Erkenntnis mehr bemächtigt; auch mag die Frage nach dem Begriff dieser „Konkretion“ — ein Zugeständnis, zu dem man sich gerade dem kritischen Denker gegenüber nur schwer wird entschließen können — offen bleiben; ja mag selbst der Gegensatz von „Objektiv“ und „Subjektiv“ wirklich nur den Unterschied zwischen dem „Plus- und dem Minussinn der Wegrichtung der [208] Erkenntnis“,⁴ mithin den bloßen „Richtungsgegensatz zwischen Integration und Differentiation“⁵ bedeuten; — eine Frage ist es doch, und ich möchte diese selbst logisch, nicht psychologisch verstanden wissen, die beantwortet sein muss, wenn sich der Begriffsapparat Natorps an dem Problem der Psychologie bewähren soll. Ich meine die schlichte Frage nach dem Begriff jenes im Hinblick auf seine methodischen Konsequenzen so fundamentalen Faktors der „Richtungsänderung“; jener Richtungsänderung, kraft deren „die Ureinheit des Bewusstseins“ für die „Reflexion“, wenigstens im Sinne der Annäherung, „wieder herzustellen sein“,⁶ und, wie das stolze Wort lautet, die „Psyche zum Logos“⁷ erhoben werden soll. Was heisst hier „Richtungsänderung“?

Zwei Möglichkeiten, zwischen welchen die Entscheidung getroffen werden muss, sind

² P. Natorp, *Allgemeine Psychologie nach kritischer Methode*. Tübingen 1912. J. C. B. Mohr. U. a. S. 303.

³ A. a. O. S. 223.

⁴ A. a. O. 8. 111.

⁵ Ebenda S. 133.

⁶ Ebenda S. 20.

⁷ Ebenda S. 78.

gegeben. Entweder jene Richtungsänderung ist selbst ein Element der „Ureinheit des Bewusstseins,“ — dann ist sie kein Instrument der Reflexion. Oder aber sie ist ein solches; dann steht die Psychologie, da Richtungsänderung ein anderes bedeutet wie Richtung, unter der Voraussetzung einer spezifisch zu charakterisierenden Theorie. In diesem Fall aber erweisen sich Psychologie und Gegenstand der Psychologie als durch die Bedingungen einer wissenschaftlichen Methode von besonderer Struktur beherrscht; d. h. auch sie unterliegen einer, wenngleich spezifischen Determination im Sinne des Prozesses der „Objektivierung“. Am wenigsten wird diesen Forderungen der kritische Denker widersprechen wollen. Sollte er es unter Berufung auf den Unterschied zwischen „Sachgrund“ und „Begriffsgrund“ — und diese Unterscheidung findet sich bei Natorp⁸ — dennoch tun, so würde er damit nicht nur seinem Kritizismus ein wesensfremdes Element hinzufügen; er müsste vor allen Dingen auch gerade diejenige Position grundsätzlich preisgeben, aus der der Richtungsgedanke als solcher sein relatives Recht herleitet: dass es nämlich die Methode sei, die sich das Objekt bestimme.

Ich verfolge diese Erwägungen nicht weiter, wenngleich sie uns tief in die sachlichen Motive derjenigen Fassung des kritischen Problems eindringen Hessen, zu deren bedeutendsten Vertretern der Marburger Denker zu zählen ist. Ich beschränke mich vielmehr darauf festzustellen, dass das Moment der „Richtungsänderung“ aus der logischen Dimension, der das Moment der „Richtung“ selbst angehört, heraustritt. Wie ein logischer „Deus ex machina“ greift es in die theoretischen Erwägungen über die Struktur der Psychologie ein. Im tiefsten Grunde freilich hat es gerade hier ein wohlbegründetes Daseinsrecht. Entgegen den eigentlichen Tendenzen der Position Natorps konzentriert sich sozusagen in dem Begriff der „Richtungsänderung“ alles das, was die Psychologie als Wissenschaft d. h. in Rücksicht auf die allgemeinsten Bedingungen objektiver Geltung, der gegenständlichen Bestimmtheit der nichtpsychologischen Erfahrung gegenüber kennzeichnet. Er repräsentiert die systematische Forderung einer methodisch selbständigen Fixierung des wissenschaftlichen Begriffs der Psychologie; oder, was das gleiche bedeutet, die Forderung einer innerhalb der allgemeinen Wissenschaftslehre selbstständigen Theorie der psychologischen Methode.

Gewiss, nur in Beziehung auf die durch kein System materialer Objektbestimmtheit fassbare Form des Psychischen gibt es wissenschaftliche Psychologie; und diese Beziehung ist es demgemäss auch, was die methodische Eigenart der Psychologie bestimmt. Nur heisst dies noch lange nicht, dass man nunmehr die Psychologie selbst der grundsätzlichen methodischen Unbestimmtheit anheimfallen zu lassen habe; einer Unbestimmtheit, die dadurch gewiss nicht verringert wird, dass man sie — und nichts anderes liegt in dem Natorpschen Begriff der Richtungsänderung — der Terminologie eines noch so tiefen erkenntnistheoretischen Lehrsystems anpasst. Ja, man könnte getrost geradezu das Gegenteil behaupten: als ein Element des methodischen Bestandes der Psychologie verwandelt sich jene, des Charakters der Objektivierbarkeit entbehrende Form alles Psychischen aus einer rein negativen und privaten Bestimmtheit in den Gegenstand einer selbständigen erkenntnistheoretischen Problemstellung.

In keinem Fall ist so „die Unausdrückbarkeit“ ein Prinzip der psychologischen Einsicht. In keiner seiner möglichen Formen kann der Gedanke einer „negativen Psychologie“ — denn so sollte man sagen, gleichwie man „negative Theologie“ sagt — als der erste methodische Ansatz für die erkenntnistheoretische Durchdringung einer Wissenschaft vom Psychischen in Frage kommen. [210]

Aber vielleicht führt gerade die unentwirrbare Komplexion der Probleme, wie sie sich aus der Diskussion dieser Umstände von selbst ergibt, zu der Einsicht, dass die erkenntnistheoretische Analyse der Psychologie andere Voraussetzungen als die bisher erwogenen zu erfüllen habe. Vielleicht offenbaren sich in manchen ihrer eigenen Ergebnisse die Bedingungen unmittelbarer und deutlicher, die die Psychologie als methodische Einheit beherrschen. Vielleicht erweist sich der dadurch bestimmte zweite Weg zur Kritik des Begriffs der Psychologie gangbarer als der erste. Es

8 Ebenda S. 39, vgl. auch S. 32.

ist der Weg, an dessen Ausgangspunkt, wie ich meine, die Psychologie des Denkens steht.

II.

Ein bedeutsames Doppelmoment ist es, gegen das sich diese jüngste Sonderdisziplin psychologischer Forschung mit ihren methodischen Voraussetzungen, wie mit ihren sachlichen Ergebnissen richtet: die Einstellung der psychologischen Forschung auf das Anschauliche im weitesten Sinn und der Begriff jener, in ihrer ganzen Struktur letzten Endes durch „anschauliche“ Inhalte bestimmten Verknüpfung, wie sie die sogenannte „Assoziation“ fordert. Dass auch das schlechthin Unanschauliche und von anschaulichen Bestimmungen schlechthin Unabhängige Gegenstand psychologischer Fragestellung werden könne — das war die erste und bedeutsame Entdeckung der Denkpsychologie. Der „Gedanke“ als solcher wurde jetzt zum psychologischen Problem; und die völlige Ohnmacht des Assoziationsprinzips, sich dieses Problems mit Erfolg zu bemächtigen, ward offenkundig. Auf der ganzen Linie traten jetzt die entscheidenden Differenzen zwischen assoziativen Verbänden und „Gedanken“ im eigentlichen Sinn in die Erscheinung und immer deutlicher offenbarte das durch die Schule Kulpos vielverheissend inaugurierte denkpsychologische Experiment, dass gewusst werden kann, was niemals hat können assoziiert werden. Ja mehr noch! Das Phänomen des Wissens überhaupt verlangte auf dem Boden psychologischer Forschung eine von „Anschauung“ und „Assoziation“ unabhängige und selbständige Analyse. So ward allmählich und folgerichtig die Gesamtheit derjenigen Phänomene und Prozesse, die der Begriff des „Wissens“ impliziert, zum Gegenstand denkpsychologischer Untersuchungen: das „Glauben“ und das „Meinen“, das „Annehmen“ und das „Vermuten“, vor allen Dingen aber auch im Urteilen und im Schliessen das „Erkennen“. [211]

Kein Zufall, dass jetzt auch das Moment des „Sinns“ als vollwertiger Gegenstand psychologischer Fragestellung in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit rückt. Es wird zum Repräsentanten jener spezifischen Funktion der Einheit, die dem Mosaik des Assoziationsproduktes gegenüber die Eigenart des „Denkens“ — sie mag im Besonderen charakterisiert sein wie immer — kennzeichnet.

Unverkennbar freilich klingt noch aus den ersten experimentellen Publikationen etwas wie eine leise Überraschung, um nicht zu sagen, Enttäuschung heraus. Immer schärfer umgrenzt sich die Forderung nach einer durchgängigen psychologischen Selbstständigkeit der Denkbeziehung; aber immer weniger will es dabei gelingen, für sie ein psychologisches „Substrat“ zu finden. In der Geschichte der Wissenschaften — und ganz besonders in derjenigen der Philosophie — sind Situationen dieser Art keineswegs vereinzelt; ja sie bezeichnen hier für bedeutsame Übergangsformen in weitem Umfang geradezu die Eegel. Schon sind vielfach, das meine ich mit dieser Andeutung, die Fragen an neuen, herkömmliche Auffassungen weisen vielleicht revolutionierenden Gesichtspunkten orientiert; aber noch ist die Erwartung, mit der man ihrer Beantwortung entgegenblickt, auf die Gesichtspunkte der alten Fragestellung abgestimmt. So mögen auch in der Konstatierung des Mangels eines psychologischen „Substrates“ für „Gedanken“ gelegentlich noch methodische Reminiszenzen aus dem Bereich der überwundenen oder doch zu überwindenden „Vorstellungspsychologie“ mitklingen; so mag die unwillkürliche Reflexion auf die herkömmlichen Mittel psychologischer Erkenntnis manchmal noch den Ausblick auf die letzten Konsequenzen der neuen Gesichtspunkte getrübt haben, von welchen die Fragen bereits beherrscht gewesen waren.

Die Analyse der Fragen der neuen Wissenschaft ist es darum auch, was die Aufmerksamkeit des Methodologen in erster Linie auf sich lenkt. Und so trivial es der flüchtigen Betrachtung erscheinen mag, so bedeutsam ist es doch, sich in Beziehung auf den Charakter dieser Fragen jetzt schon eines klar zu machen, dies nämlich, dass die experimentelle Erforschung des Denkphänomens eben das denkende Verhalten des Versuchsobjektes selbst voraussetzt; oder

vielleicht noch genauer, dass dieses denkende Verhalten die oberste und letzte theoretische Voraussetzung jedes Denkexperiments darstellt. Denn niemals wird es sich für dieses [212] darum handeln können, das Denken aus einem schlechthin denkfremden Substrate, sozusagen aus dem „Nichts des Denkens“, erstehen zu lassen; sondern immer nur darum; die Typen, in denen sich das Denken gestaltet, kennen zu lernen, um an ihnen immer wieder die Momente herauszustellen, die sie eben als Typen des Denkens kennzeichnen. Nicht einfach um die Registrierung von Reaktionen überhaupt auf Sinnenreize ist es daher dem Experimentator hier zu tun; vielmehr nur um die Registrierung solcher Reaktionen, die nicht nur das „Ich denke“ der Versuchsperson „muss begleiten können“, sondern die die Versuchsperson selbst bewusst als den Inhalt dieses Denkens bezeichnet.⁹

Jeder Schritt im Rahmen des denkpsychologischen Experiments steht von vornherein schon unter dem allgemeinsten Gesichtspunkt der Normen des Denkens. Schon die methodische Eigenart des Reizes lässt hierüber im allgemeinen keinen Zweifel. Denn nicht die naturwissenschaftliche, sondern, um es so auszudrücken, die logische Valenz des Reizes ist hier, wenigstens in der weitaus überwiegenden Mehrzahl der Fälle, entscheidend. Der Reiz schon ist hier, dem Begriff des Denkens gemäss, der ja dem ganzen Verfahren die Richtung weist, vor allem Bedeutungsträger, oder er steht doch zu Bedeutungsträgern in eindeutig fixierbarer Beziehung. Und die Versuchsperson wiederum muss dem Sinn der Aufgabe nach, in deren Dienst sie gestellt ist, um diesen Charakter des Reizes im weiten Umfang „wissen“. Sie hat den ihr dargebotenen Reiz — in vielen Fällen sogar als solchen — zu „verstehen“. Sie muss „wissen“ oder „nicht wissen“, ja vielfach auch wissen, dass sie im Sinne des Versuchsplanes zu „wissen“, bzw. „nicht zu wissen“ habe, was der ihr gezeigte Gegenstand „ist“, oder was der ihr zugerufene halbe oder ganze Satz „bedeutet“. So erhält hier auch der Begriff der „Reaktion“ einen wesentlich veränderten Inhalt. Die Reaktion besteht jetzt in einer bewussten Erfassung, bzw. Produktion und Mitteilung von Bedeutungszusammenhängen. Ihr Begriff schliesst mit anderen Worten hier, wie schon die flüchtigste Überlegung lehrt, ein Element in sich, das den Begriff des Versuchs nach der Norm einer völlig neuen, in der Naturforschung sonst nirgends vertretenen Dimension determiniert; einer Dimension, die mit dem [213] naheliegenden Worte „Subjektivität“ deshalb nicht klar genug charakterisiert erscheint, weil es eine spezifische Form eben des Bedeutungsbewusstseins ist, durch die sie sich allein kennzeichnet. Der Versuch ist jetzt in einem zweifachen Sinne des Wortes „vernünftig“: nicht nur, wie sonst auch, als eine „vernünftige“ Frage an das Objekt; sondern als eine vernünftige Frage an die Vernunft des Objektes.

Das aber fügt nicht nur dem Begriff des Versuchsobjektes, es fügt auch dem des Verhältnisses zwischen Versuchsobjekt und Experimentator, mithin auch dem des Experimentators, eine eigenartige und wesentliche Bestimmung hinzu. Das Versuchsobjekt wird im denkpsychologischen Experiment im weiten Umfang zu seinem eigenen Objekt. Es muss dies werden; denn gerade in der Herbeiführung der damit gesetzten Beziehung besteht ja hier recht eigentlich das Experiment, besteht doch in ihr das „Denken“ selbst. In dem gleichen Masse aber verschwimmen auch die Grenzen zwischen Versuchsobjekt und Experimentator. Freilich, noch sind zunächst die Kompetenzen wohlgeschieden: die denkpsychologische Aktivität des Versuchsobjektes soll zum Objekt der Untersuchung werden — ein hinsichtlich seiner logischen Struktur durchaus einwandfreies Ziel. Kraft des gleichen Moments der Aktivität aber, in der sich das Denken des Versuchsobjektes vollzieht, wird sich eben dieses Denken selbst, und zwar in dieser seiner Aktivität, zum Gegenstand. So gewiss nun dieser Umstand auf der einen Seite in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle die methodische Grundlage für die Möglichkeit des denkpsychologischen Versuchs überhaupt bildet, so gewiss muss er auf der anderen zu einer Quelle der Interferenz und der Konkurrenz zwischen Versuchsobjekt und Experimentator werden. Beider Aktivität hat jetzt im weiten Umfang ein gemeinsames Bereich der Betätigung; und ohne prinzipielle Schwierigkeit Hesse sich der scheinbar paradoxe Fall konstruieren, dass das Experiment den Experimentator

9 Zur Frage des Denkexperiments vgl. jetzt auch **H. Driesch**, *Die Logik als Aufgabe*, Tübingen 1913.

ausschaltet. Und entsprechende Verhältnisse liegen naturgemäss vor auch auf Seiten des Experimentators. Im Rahmen des denkpsychologischen Versuchs ist der Experimentator nur insofern, was er dem Begriff jedes Versuchs nach sein muss: das personifizierte Werkzeug der Methode, als er auch sich selbst zugleich Objekt, und zwar denkpsychologisches Objekt ist. Gewiss, auch sonst in der Wissenschaft hat ja der gewissenhafte Experimentator an sich „Kritik“ zu üben. Das Bezeichnende aber [214] für unseren Fall ist dies, dass hier die Selbstkritik des Experimentators mit der Untersuchung seines Objektes im weiten Umfang auch sachlich zusammenfällt. Das Erfassen einer Bedeutungsbeziehung durch das Versuchsobjekt wird ihm zum Gegenstand nur indem er selbst die gleiche Bedeutungsbeziehung erfasst, genauer: indem er sich über den Tatbestand seines Erfassens der gleichen Bedeutungsbeziehung Rechenschaft gibt und dabei die Gleichheit dieses Tatbestandes mit dem zu untersuchenden voraussetzt.

Ja mehr noch! Nur ein Umstand von durchaus nicht grundsätzlichem Charakter ist es, der selbst den für die Praxis des Experimentierens so fundamentalen Unterschied zwischen Versuchsobjekt und Experimentator aufrecht erhält. Das Versuchsobjekt kennt in den meisten Fällen die Deutung nicht, die seinen Äusserungen durch den Experimentator zuteil werden soll. Wäre sie ihm bekannt, dann könnten sich ohne weiteres, und zwar innerhalb einer und derselben experimentellen Fragestellung, die Rollen vertauschen, d. h. der Experimentator könnte geradezu zum Gegenstande des bisherigen Versuchsobjektes werden. Es ist eben ein letzten Endes durch das Moment des „Wissens“ bedingter Sachverhalt, dass in der experimentellen Denkpsychologie beide der in Betracht kommenden Faktoren, Versuchsobjekt und Experimentator, wenigstens prinzipiell, sämtliche der in Betracht kommenden Bedingungen des Systems erfüllen.

Bleibt dennoch der tatsächliche Betrieb der experimentellen Forschung von den Konsequenzen dieses Verhaltens relativ unberührt, so liegt dies, wie gesagt, von einer Reihe sekundärer Umstände abgesehen, an ganz bestimmten Momenten der experimentellen Technik: in der Regel kennt eben der Experimentator allein den vollen Plan und die ganze Absicht des Versuchs. Seine Rolle bleibt es, die störenden Momente fernzuhalten, die sich für das Experiment aus der vorzeitigen Beachtung seiner Aufgabe durch das Versuchsobjekt ergeben müssen. Aus diesem Grunde wird auch der tatsächliche Gang der Forschungsarbeit durch die dargelegten Verhältnisse kaum nennenswert beeinträchtigt. Umso deutlicher freilich werden sie sich dafür überall da offenbaren müssen, wo in irgend einer Beziehung grundsätzliche Momente berührt werden: sie allein sind es, die den Streit um die methodologische Frage „Selbstbeobachtung oder experimentelle Fremdbeobachtung“ nicht zur Ruhe kommen [215] lassen, dabei aber eine endgültige und eindeutige Entscheidung dieser Alternative prinzipiell verwehren.¹⁰

III.

Von solcher Art sind die Konsequenzen des Umstandes, dass das denkende Verhalten des Versuchsobjektes und damit der Begriff des Denkens zu den unerlässlichen Voraussetzungen der denkpsychologischen Arbeit zu zählen seien. Kann nun nach alledem, so wird man fragen müssen, auf dem Boden und mit den Mitteln der Psychologie die Frage aufgeworfen werden: was ist Denken? Ich glaube nicht. Diese Frage hier stellen, hiesse auf dem Boden der Psychologie aufs neue hinter das Phänomen des Denkens zurückgehen; es bedeutete nichts geringeres als einen Rückfall in die Irrtümer der „Vorstellungspsychologie“; es implizierte zum mindesten die Wiederholung des völlig aussichtslosen Versuchs, das Phänomen der Denkbeziehung aus einem schlechthin denkfremden Substrate aufzubauen. Aber gesetzt den Fall: dieser Versuch gelänge. Wäre es nicht dennoch in hohem Masse zweifelhaft, ob damit jene erste Frage schon beantwortet sei? Wäre mit der Aufzeigung des Punktes, an welchem das „Assoziieren“ und das „Vorstellen“ zum „Denken“ wird, die Frage nach dem Begriff dieses letzteren Phänomens wirklich schon

¹⁰ Vgl. hierzu **Wundt**, *Über Ausfrageexperimente und über die Methoden zur Psychologie des Denkens*. Psychol. Studien 1907; sodann **Bühler**, *Antwort auf die von W. Wundt erhobenen Einwände* etc. Archiv für die gesamte Psychologie 1908.

erledigt? Oder würde der Gedanke einer denkpsychologischen „Generatio aequivoca“ mit dem der biologischen nicht die Gefahr teilen müssen, Begriff und Geschichte zu verwechseln? Ich meine, selbst die gelungene Reduktion des „Denkens“ auf des „Vorstellen“ würde die Frage nach dem Begriff beider nicht überflüssig erscheinen lassen.

In einem Falle freilich wären solche Bedenken gegenstandslos: dann nämlich, wenn das Phänomen des Denkens selbst es wäre, was Vorstellung und Assoziation, auch psychologisch, bestimmt. In diesem Falle gewänne die Psychologie des Denkens eine über ihren ursprünglichen methodischen Charakter weit hinausgreifende Funktion und schon im blossen Ausblick auf solche Möglichkeit wäre die Frage der ernstesten Erwägung würdig, ob nicht das Phänomen des Denkens geradezu als das Medium zu [216] betrachten sei, in dem und durch das sich die Gesamtheit des psychischen Lebens entfaltet.

Je grösser aber die Perspektive ist, die sich solchen Überlegungen eröffnet, um so bedeutsamer erscheint es, für einige Augenblicke bei einem scheinbar prinzipiellen Einwand gegen die Möglichkeit der Denkpsychologie überhaupt zu verweilen. Wir wollen in der experimentellen Denkpsychologie — so macht man geltend — erfahren, was in der denkenden Versuchsperson vorgeht; und sie sagt uns allergünstigsten Falles, was ihrer Meinung nach sich in ihr ereignet. Denn weit mehr und anderes als uns selbst bewusst wird und als wir mitteilen können, ereignet sich in uns. Nichts daher vermöchte uns zu verbürgen, dass die Vorgänge unseres Bewusstseins unverändert in den Blickpunkt auch nur unserer eigenen Aufmerksamkeit treten. Als ein trübes Medium schiebe sich zwischen unser wirkliches Denkerlebnis und unser Bewusstsein von ihm dessen gedankliche und vollends dessen sprachliche Symbolisierung dazwischen. Das Wort und die Gliederung der Worte in der zusammenhängenden Rede seien roh im Vergleich zu dem Erlebnis selbst; das Wort vereinfache wohl, aber es zerresse zugleich auch und vernichte geradezu das zarte Gewebe der Gedanken. Es füge ihm hier hinzu, was es überhaupt nicht enthalten haben mag, und es lasse dort als schematisierendes und nivellierendes Element den Gedanken ärmer und dürftiger erscheinen als er in Wahrheit ist. Das Wort mit seinen gedanklichen

Voraussetzungen verfälscht den Gedanken nach den mannigfachsten Richtungen und Dimensionen hin. Und nun soll gerade dieses, so durchaus inadäquate Symbol des Denkerlebnisses zur Stütze des ganzen Versuchs werden, indem es die Brücke schlägt zwischen Versuchsobjekt und Experimentator, nicht freilich ohne in dem letzteren die ganze Reihe von Schwierigkeiten, die sich aus dem Abstand von Wort und Denkerlebnis schon in dem Versuchsobjekt ergeben hatten, in umgekehrter Abfolge zu wiederholen.

Es ist nicht zu leugnen, dass hiermit eine Schwierigkeit von weittragender Bedeutung bezeichnet ist. Aber nur dann darf man hoffen, sie mit aller Schärfe und grundsätzlich zu überwinden, wenn aus dem Einwand, den sie begründen soll, jede Unbestimmtheit eliminiert ist. Und eine solche ergibt sich sofort, wenn man die Wurzel des ganzen Arguments scharf genug ins Auge fasst, in der Supposition eines Gegensatzes zwischen Denkerlebnis einerseits, der — gedanklichen und der sprachlichen — Repräsentation [217] des Denkerlebnisses andererseits. Die an sich wissenschaftliche Absicht unbestechlicher Wahrheitstreue und Objektivität hat in dieser Supposition einen Fehler gezeitigt, der in der Geschichte der Wissenschaft nicht vereinzelt dasteht. Weil der Versuch einer bewussten Repräsentation des „Erlebten“ — und ich meine hier zunächst die gedankliche — das Erlebnis erfahrungsgemäss „verfälschen“ kann und „verfälscht“, deshalb glaubt man nun auch den Begriff des Erlebens von dem seiner möglichen Repräsentation überhaupt grundsätzlich trennen zu dürfen;—ohne zu bedenken, dass von einem „Denkerlebnis“ sinnvoll immer nur im Hinblick auf eine mögliche Repräsentation gesprochen werden könne. Ein schlechtlich irrepräsentables Denkerlebnis wäre keines. Ich meine damit nicht, um auch dem geringsten Zweifel über den Sinn dieser These den Boden zu entziehen, dass jedes Denkerlebnis repräsentiert sei; wohl aber möchte ich behaupten, dass jedes Denkerlebnis als Denkerlebnis repräsentabel ist. Das „Ich denke“, so meine ich, muss es mit allen seinen Bedingungen „begleiten können“. In seiner Repräsentabilität erst wird es im kritischen Sinn dieses Wortes „möglich“.

Mit anderen Worten: Stets muss es für die empirische Forschung eine im besonderen Fall gar nicht scharf genug zu stellende Frage bleiben, ob eine bestimmte Repräsentation des denkend Erlebten zutrifft; niemals aber kann es diese Frage rechtfertigen; dass man zwischen dem Begriff des Denkerlebnisses und dem seiner möglichen gedanklichen Repräsentation überhaupt eine prinzipiell unübersteigbare Scheidewand errichte. Ja, man darf wohl noch um einen Schritt weiter gehen! Es wäre unmöglich, die Zulänglichkeit der konkreten Repräsentation eines Denkerlebnisses überhaupt auch nur zu diskutieren, wenn Denkerlebnis und Repräsentation im Sinne des Einwandes von einander begrifflich geschieden werden könnten; wenn nicht der Begriff des ersteren durch die Bedingungen der letzteren bestimmt wäre. Man verabsolutiert also, um es noch einmal kurz zu sagen, in dem Einwand, der diesen Erwägungen zugrunde liegt, den Begriff des Denkerlebnisses, indem man die berechnete Unterscheidung zwischen Denkerlebnis und der Möglichkeit seiner mittelbaren oder inadäquaten Repräsentation dogmatisiert; d. h. indem man aus jener Unterscheidung, die methodisch und heuristisch von dem allerhöchsten Werte ist, einen sachlichen Gegensatz, eine „realis distinctio“ macht. Man sollte endlich aufhören, immer wieder in diese realis distinctio zurück- [218] zuverfallen und bedenken, dass eine der ergiebigsten Quellen wissenschaftlicher Einsicht zu allen Zeiten die bewusste Preisgabe okkulten Qualitäten gewesen ist.

Kein Denkerlebnis, so darf man wohl hinzufügen, das nicht Bedeutungserlebnis, und kein Bedeutungserlebnis, das nicht der allgemeinen Bedingung der Bedeutung — der Norm des Urteils — gemäss gegliedert wäre. Dieses Gegliedertsein der Denkerlebnisse allein ist es, kraft dessen wir uns letzten Endes, allen individuellen Differenzen zum Trotz, „verstehen“ oder zu verstehen glauben. Der „Verstand“ ist eben die Form und Bedingung aller „Verständigung“ — auch jener primären Verständigung mit uns selbst.

Man könnte vielleicht vermuten, dass diese Argumentation sich des Fehlers schuldig mache, das Bedeutungserlebnis unter das Joch einer ihm wesensfremden Norm zu beugen; ja man könnte vollends eine Verwechslung von Bedeutung und Bedeutungserlebnis, und damit die Gefahr der Logisierung eines psychologischen Problems, befürchten. Allein, wie mir scheint, zu Unrecht. Es ist hier, um Klarheit zu schaffen, in hohem Masse wichtig, sich auf eine Reihe von begrifflichen Beziehungen zu besinnen, die, soviel ich sehe, die gesamte Problemlage beherrschen. Zunächst besteht zwischen den Momenten der „Bedeutung“ und des „Bedeutungserlebnisses“ ein Verhältnis der Korrelation. „Bedeutung“ und „Bedeutungserlebnis“ bezeichnen verschiedene, aber einander wechselseitig involvierende und daher auch wechselseitig aufeinander zu beziehende Faktoren. Jedes Bedeutungserlebnis unterliegt, wie eben erörtert, der Norm, die die Bedeutungsbeziehung als solche konstituiert. Und jede Bedeutungsbeziehung andererseits ist als Bedeutungsbeziehung „erlebbar“. Denn nicht nur dies liegt in dem Begriff der Bedeutungsbeziehung, dass ihr Geltungsbestand von der Tatsache ihres Erlebtwerden völlig unabhängig sei; sondern auch dies, dass sie diese Bedingung nur als eine Bedeutungsbeziehung, d. h. eben nur im Hinblick auf ihre „Erlebbarkeit“ erfüllen könne. Ja noch in einem zweiten Sinn involviert die Bedeutungsbeziehung als solche, wie kaum betont zu werden braucht, Erlebbarkeit: sie soll nicht nur „unabhängig von allen“ gelten, sie soll, weil sie unabhängig von allen gilt, auch „für alle“ gelten können.

Führt nun dieser Sachverhalt dazu, die Psychologie auf dem Boden der Logik in eigenartiger Weise zum Problem werden zu lassen, so bedeutet er für den gegenwärtigen Zusammenhang den Hinweis [219] auf diejenigen Faktor, den ich vorhin gelegentlich als die „Form des Psychischen“ bezeichnet habe. Er involviert den Gedanken einer Beziehung, in der sich die reinen Geltungswerte der Bedeutungsrelation mit einer, durch die Erkenntniswissenschaft allerdings erst näher zu determinierenden Form der Seinsbestimmtheit verbinden. Welche Voraussetzungen hierfür in Frage kommen müssen, ist eine Sache für sich. Gewiss ist, dass sie vor allem die Bedingungen in sich schliessen werden, die die Möglichkeit einer spezifischen und absolut prinzipiellen Einmaligkeit und Einzigartigkeit derjenigen Faktoren beherrschen, auf welche sich die Bedeutungsbeziehung im Sinne der „Fundierung“ aufbaut; — wobei es natürlich eine besondere Aufgabe der Erkenntniswissenschaft sein wird, die damit gesetzte „Seinsbestimmtheit“ wieder in den Rahmen

des Geltungsgedankens überhaupt einzufügen. Während nun die Ermittlung der empirischen Gesetze des Eintritts jener Seinsbestimmtheit für alle Zeiten der experimentell-psychologischen Forschung vorbehalten bleibt; so gestattet, ja fordert die genannte Beziehung als solche — in dem System jener tiefdringenden Analyse, deren Begriff und Entwicklung sich, wie man weiss, an den Namen Husserls knüpft — eine selbständige Form der wissenschaftlichen Behandlung. Niemals dürfen die Umstände, die den Eintritt jener spezifischen Seinsbestimmtheit des Bedeutungserlebnisses in der Zeit beherrschen, um ihm damit den Stempel ihrer Eigenart aufzuprägen, übersehen werden; und ohne ihre nur durch experimentelle Methoden mögliche, kritische Herausstellung wäre eine „Psychologie des Denkens“ überhaupt nicht möglich. Aber niemals kann andererseits die Struktur des Bedeutungserlebnisses selbst mit der empirischen Gesetzmäßigkeit jener Umstände, also die zeitliche Bestimmtheit seines „Seins“ mit der Zeitlosigkeit der Beziehung, in der es besteht, verwechselt werden.

Je schärfer sich nun so der Begriff des Denkerlebnisses nach allen Richtungen hin begrenzt, um so klarer wird, wie mir scheint, die Hinfälligkeit jenes Einwandes, der das Denkerlebnis zu der Möglichkeit seiner Repräsentation in einen prinzipiellen Gegensatz bringen will.

Man sollte vielleicht unterscheiden zwischen der primären und einer sekundären Repräsentation des Denkerlebnisses. Die primäre ist — ich bediene mich jetzt einer etwas abgekürzten Bezeichnungsweise — für das Bedeutungserlebnis im weitesten Sinne des Wortes konstitutiv: durch sie erst „ist“ das Bedeutungs- [220] erlebnis. Die sekundäre Repräsentation dagegen ist eine Funktion der primären. Und nun ist es eine der wichtigsten und fruchtbarsten, übrigens dem Begriff aller empirischen Forschung

überhaupt gemässen, heuristischen Maximen der Denkpsychologie, dass sie jede in irgend einer Erfahrung vorliegende Repräsentation von Denkerlebnissen stets als eine schlechthin sekundäre und komplexe, d. h. als eine solche betrachte, die die wissenschaftliche Analyse nach der Richtung der primären Repräsentation hin vor immer neue Aufgaben stellt. Absichtlich vermeide ich das dem Kantianer an dieser Stelle zur Charakteristik der „primären“ Repräsentation sich vielleicht aufdrängende Wort Kategorie. Denn die primäre Repräsentation ist zum Unterschied von der Kategorie, unbeschadet ihres für die „Möglichkeit“ des Denkerlebnisses konstitutiven Charakters, um es mit einem Worte zu sagen, auch material bestimmt. — Zweierlei wird aus diesen Zusammenhängen zu folgern sein. Einmal dies, dass primäre und sekundäre Repräsentation des Denkerlebnisses, bei allen Unterschieden, in ihrer Konstitution übereinstimmen. Nicht ein „Nichts“ der Repräsentation soll in dem gedanklichen Ausdruck

des Erlebnisses in eine diesem wesensfremde Form gepresst werden; sondern an die Stelle einer, und zwar eben der primären Form der Repräsentation, die also das sogenannte Erlebnis selbst ist, treten aus Gründen und nach Gesetzen, die zu fixieren der phänomenologischen und der experimentellen Forschung vorbehalten bleibt, andere, sekundäre. Und eine zweite Konsequenz besteht in der Einsicht, dass es ein Kriterium dafür, ob es in einem gegebenen Fall gelungen sei, zu der „primären Repräsentation“ des Denkerlebnisses vorzudringen, auf dem Boden der Psychologie überhaupt nicht geben könne. Denn jener Begriff bezeichnet gar nicht ein Ergebnis der denkpsychologischen Forschung; sondern eine Voraussetzung, ein theoretisches Prinzip der denkpsychologischen Forschung; ein Prinzip, das letzten Endes auf der unaufhebbaren Beziehung zwischen Denkerlebnis und Bedeutung beruht, und das selbst nur einen veränderten Ausdruck des Grundsatzes darstellt, dass die Denkpsychologie den Begriff des denkenden Verhaltens zu ihrer obersten Bedingung habe.

Prinzipiell unterschieden werden muss von dem eben dargelegten Gedanken eine andere Angelegenheit: die alltägliche Einsicht, dass ein und dasselbe „Denkerlebnis“ durch eine Reihe einander gleichwertiger Gedanken repräsentiert werden kann. Denn [221] man wird nicht verkennen dürfen, dass der Begriff des Denkerlebnisses jetzt in einem durchaus anderen Sinn verwandt ist wie vorhin. Sollte es früher, im Rahmen jenes oft wiederholten Einwandes, eine Instanz sein, an der sich die Schranken aller Denkpsychologie offenbaren, ein Faktor, der sich stets

hinter anderen, ihm irrtümlich substituierten, verbirgt, — so steht es hier, wenngleich auch nur immer durch sich selbst definiert, doch im vollen Licht der psychologischen Betrachtung. Von umso grösserem Interesse aber ist es, sich darüber Rechenschaft zu geben, dass die Beziehung, die wir in dem Begriff der „primären Repräsentation“ fixieren konnten, sich auch hier als vorhanden erweisen lässt. Sie ist auch hier das konstitutive Prinzip, das die Gegenüberstellung eines Denkerlebnisses und einer Reihe ihm gleichwertiger Gedanken überhaupt erst ermöglicht. Sie ist genauer gesagt, die unerlässliche Bedingung, unter der solche Gleichwertigkeit selbst steht. Sie ist dasjenige mögliche Bedeutungserlebnis — wobei das Wort „Erlebnis“ natürlich wieder in dem ersten Sinn gebraucht erscheint —, das alle in dem fraglichen System in Betracht kommenden Faktoren als deren spezifische Gesetzlichkeit umfasst. Klar sondert sich damit das Gebiet der denkpsychologischen Forschung von dem System der Voraussetzungen, die es beherrschen; und unverkennbar erweist sich als der Mittelpunkt dieses letzteren der Gedanke einer im kritischen Sinne des Wortes „möglichen“ Bedeutung.

Tiefer als es der flüchtige Anlass dieser Stunde vielleicht zu rechtfertigen vermöchte, sind wir damit in das Gewirre denkpsychologischer Prinzipienfragen hineinverstrickt worden. Aber was es uns darbietet, ist nicht der Ausblick in eine Sphäre grundsätzlicher Unbestimmtheit und Unbestimmbarkeit; auch nicht die künstliche Kombination solcher Unbestimmtheit mit den konstitutiven Elementen einer nichtpsychologischen Erfahrung; sondern eine spezifische Form der Bestimmtheit, die derjenigen der nichtpsychologischen Erfahrung wohl nicht beziehungslos gegenübersteht; im Gegensatz zu ihr aber eine selbständige, d. h. wohlcharakterisierte Gesetzlichkeit darstellt und begründet. Nicht „rekonstruktiv“ ist, um diese Natorpsche Bezeichnung zu gebrauchen, der theoretische Tatbestand zum mindesten der Denkpsychologie, sondern konstruktiv; konstruktiv freilich nach der Norm jener eigenartigen und selbständig zu analysierenden Bedingungen, die insgesamt mit dem Begriff der „möglichen Bedeutung“ gesetzt sind. [222]

IV.

Hier scheint mir auch der logische Ort für den Hinweis auf ein Problem zu sein, das, wie kaum ein zweites, den prinzipiellen Charakter der denkpsychologischen Forschung bestimmt. Ich meine den Komplex von Fragen, der durch den Begriff „Sinn“, bzw. durch das Begriffspaar „Sinn“ und „Sinnlosigkeit“ bezeichnet wird. Es steht, wie kaum zweifelhaft sein kann, in der innigsten Verknüpfung mit dem Moment der „Bedeutung“. Kann man den Begriff eines Denkerlebnisses, das jeglicher Bedeutung ermangelte, als einen Widerspruch in sich selbst bezeichnen, so gilt ein gleiches hinsichtlich der Annahme, es sei ein Denkerlebnis ohne jegliche Beziehung auf einen „Sinn“ möglich. Man wird einwenden, es könne auch Sinnloses, Unsinniges gedacht werden. Gewiss! Aber indem es gedacht wird, wird zugleich die Möglichkeit gefordert, es an einem Sinn zu messen. Nur im Hinblick und in Beziehung auf solche Möglichkeit kann „Sinnlosigkeit“ überhaupt prädiert werden.¹¹ Das wiederum aber schliesst den Gedanken in sich, dass „Sinn“ und „Sinnlosigkeit“, ungeachtet oder vielleicht wegen ihres Gegensatzes, durch die Normen und die Bedingungen der gleichen Gesetzlichkeit umfasst werden. — Es wäre im Zusammenhange hiermit von erheblichem theoretischen Interesse, das Verhältnis der Begriffe „Sinn“, „Sinnlosigkeit“ und „Widersinn“ zu analysieren. Im Verlaufe solcher Analyse würde, wie mir scheint, in besonders nachdrücklicher Form die grundsätzliche Einheit in der Struktur des Fundaments zu Tage treten, auf dem sich die Reihe jener Begriffe aufbaut.

Aber diese Untersuchung läge bereits ausserhalb des Kreises unserer gegenwärtigen Aufgabe. Im Hinblick auf diese genügt es eines festzuhalten. Der Umstand, dass jeglichem Denken gegenüber mit Recht die Frage muss gestellt werden können: „Was ist gedacht worden?“ — ist nur ein anderer Ausdruck für den Tatbestand des Orientiertseins alles Denkens an dem Moment und an

¹¹ Vgl. hierzu insbesondere **Husserl**, *Logische Untersuchungen*. Zweiter Teil. Halle 1901. S. 67.

der allgemeinsten Norm des „Sinns“. Die spezifische Form der Gliederung, welche durch die unerlässliche Frage nach dem „Was“ des Denkens vorausgesetzt und gefordert ist, und der „Sinn“ sind korrelative Faktoren. Jene Form aber ist keine andere wie die Relation der Geltung überhaupt. In Rücksicht [223] auf diese muss daher das Denkerlebnis als solches zu bestimmen sein; in Rücksicht auf sie aber verknüpft es sich unlösbar mit der Gesetzlichkeit der Urteilsform. Nur in Beziehung auf ein Denkerlebnis kann von solcher Gesetzlichkeit gesprochen werden. Und nur im Hinblick auf diese Gesetzlichkeit kann andererseits von einem Denkerlebnis die Rede sein. In solchem Sinn ist die Gesetzlichkeit der Urteilsform eine Bedingung des Denkerlebnisses und damit zugleich eine Bedingung, von der auch die phänomenologische Analyse dieses Erlebnisses unweigerlich beherrscht erscheint.

Kein Objekt — das Wort in dem denkbar weitesten Sinne verstanden — unabhängig von dem Moment der Geltungsbestimmtheit; und kein Denken unabhängig von der Beziehung auf ein Objekt. So aber berühren sich in den Prinzipien der Denkpsychologie auch die Begriffe „Objekt“ und „Sinn“. Als „Sinn“, so darf man sagen, wird hier das „Objekt“ zum Problem. — Eine der schwierigsten Fragen der Erkenntniswissenschaft ragt damit in den Bereich unserer Erwägungen hinein, um hinsichtlich dieser selbst eine prinzipielle Entscheidung vorzubereiten. Ich versuche sie mit ein paar Strichen festzuhalten. — Die Funktion der Geltungsbestimmtheit ist, wie wir eben gesehen haben, eine Voraussetzung des Faktors „Sinn“. Gerade deshalb aber fällt sie mit diesem nicht zusammen. Andererseits bedarf gerade hier der Begriff der Voraussetzung noch einer näheren und tiefer dringenden Bestimmung. Nicht dieses nämlich kann gemeint sein, dass der „Sinn“ die Form der Geltungsbestimmtheit voraussetze, so etwa, wie ein besonderer mathematischer Lehrsatz einen allgemeineren voraussetzt. Und auch nicht nur dies, dass der „Sinn“ durch jene Geltungsbestimmtheit gegenständliche Valenz erhalte. Sondern vor allen Dingen dies: dass er kraft jener Geltungsbestimmtheit auch selbst zum Träger der Gegenstandsfunktion wird. Indem er durch das Moment der Geltungsbestimmtheit den Charakter der Denkbarkeit erlangt, erfüllt er die erste und oberste der Bedingungen, um selbst gegebenenfalls anderen Faktoren von sinnbestimmtem Charakter gegenüber die Bedeutung einer Norm gewinnen zu können. Mit anderen Worten: es gehört zu dem Begriff des Faktors Sinn, dass er sich nicht in der Form des Urteils erschöpfe; auch ist er mehr als ein durch diese Form bestimmter Urteilsinhalt. Er ist, so könnte man sagen, die Bestimmtheit des Urteilsinhalts als solche einerseits durch die [224] Form des Urteils, andererseits gemäss der vorhin fixierten Beziehung der Erlebbarkeit.

Die Analogie zwischen der Struktur des Faktors „Sinn“ und dem Begriff des gültigen Wertes, der ja mit dem der Geltung keineswegs zusammenfällt,¹² wird damit offenkundig und von selbst ergibt sich auf Grund dieser Analogie eine wissenschaftstheoretische Beziehung von der höchsten prinzipiellen Tragweite zwischen Psychologie und Biologie — um von dem Ausblick auf die logische Struktur der Kulturwissenschaften hier ganz abzusehen. Denn es unterliegt kaum einem Zweifel: Wenn — kantisch gesprochen — die Bedingungen für die „Möglichkeit“ der Physik Determinationen der blossen Form des Urteils darstellen, so gehört zur „Möglichkeit“ der Psychologie die spezifische Bestimmtheit des Urteilsinhalts als „Sinn“. Was man instinktiv fühlt, und was sich in der Praxis des Wissenschaftsbetriebes hundertfach geltend macht, das erscheint in solchem Zusammenhang auf eine, wie ich freilich weiss, noch sehr unfertige und der kritischen Ausgestaltung in hohem Masse bedürftige Formel gebracht: der „teleologischen“ Beziehung, die für das biologische Urteil konstitutiv ist, entspricht in der Struktur der Psychologie die Funktion des „Sinns“.

Ich sage der Psychologie schlechtweg und nicht allein der Denkpsychologie; — und bin mir wohl bewusst, damit auf eines der schwierigsten Probleme hingedeutet zu haben, die hinsichtlich der Prinzipien der Psychologie überhaupt gestellt werden können. Niemals sicherlich war es einsichtigen Forschern entgangen, dass der Gedanke eines Konglomerats isolierter Elemente die spezifische Gesetzlichkeit des Psychischen so wenig zu kennzeichnen vermöchte, wie die

12 Vgl. hierzu meine Abhandlung „Zur Wissenschaftstheorie und -Systematik“. Kantstudien, Band XVII, S. 79 ff.

Vorstellung eines blossen Aggregates von Teilen die des Organismus. Ohne Schwierigkeit Hessen sich die Konsequenzen dieser Einsicht in der Geschichte der Metaphysik und der Erkenntniswissenschaft nachweisen; — einer Geschichte, deren Wechselfälle, wie man weiss, durch die Jahrhunderte auch in die Geschehnisse der Psychologie bestimmend eingegriffen haben. Und mit Leichtigkeit liesse sich der Beweis erbringen, dass auch die Psychologie dem angedeuteten Gesichtspunkt in den mannigfachsten Formen, bewusst oder unbewusst, stets Rechnung getragen habe — selbst da, wo sie das Zurück- [225] greifen auf isolierte Elementarbestandteile als ihren obersten methodischen Grundsatz proklamiert hatte. Im Hinblick darauf wäre es denn auch in hohem Masse förderlich, den Begriff der „Assoziation“ und damit die Geschichte der sogenannten „Assoziationspsychologie“, einmal ausdrücklich unter dem Gesichtspunkt des Gegensatzes zwischen der „Assoziation“* und der „Isolation“ der supponierten Elementarbestandteile ins Auge zu fassen. Es würde, wie ich meine, auch schon im Verlaufe dieser Untersuchung, also immer noch auf dem Boden der Assoziationspsychologie selbst, die Aufmerksamkeit auf das System der methodischen Forderungen hingelenkt werden, die ihre volle und bewusste Entfaltung freilich erst in der Denkpsychologie erfahren konnten. Denn hier erst ward die Lehre von der „Mosaikstruktur des Seelenlebens“, wie es in einer der eindrucksvollsten Kundgebungen Külpes heisst,¹³ in aller Form und prinzipiell entwurzelt; hier erst alle Voraussetzungen der These erfüllt, dass „die anschaulich gegebenen Inhalte“ nur noch „als künstliche Abstraktionen“, als „willkürlich herausgelöste und verselbständigte Bestandteile“ eines umfassenderen Zusammenhangs gelten können. Über die Natur dieses Zusammenhangs nun kann nach allem, was festgestellt worden, kein Zweifel sein. Es ist der Zusammenhang, wie ihn eben das Denken begründet: das im „Sinn“ und durch die Beziehung auf den „Sinn“ gesetzte System von Relationen.

Und sofort lässt uns die gleiche Erwägung noch tiefer vordringen: die schlechthin universelle psychologische Bedeutung des Faktors „Sinn“ ist es, die, wenn nicht alles täuscht, als eines der bedeutsamsten Ergebnisse einer Erörterung der Prinzipien der Denkpsychologie zu betrachten sein wird. Beherrscht nicht das Moment des „Sinns“, so wird man zu fragen haben, die gesamte Problemlage der Psychologie? Ist das, was man zutreffend die „Substantialität des sinnlichen Eindrucks“ genannt hat,¹⁴ nicht das Produkt eines nur durch die historische Entwicklung der Psychologie bedingten und durch gewisse methodische Gesichtspunkte vielleicht begünstigten Absehens von der immanenten Beziehung des sinnlichen Eindrucks auf den Zusammen- [226] hang des Denkens, und ist nicht vielleicht die systematische Anerkennung gerade dieses Zusammenhangs das wichtigste Geschäft einer wirklich exakten Betrachtung des Psychischen?— Man braucht diese Fragen nur zu stellen, um sofort die Konsequenzen zu überschauen, zu welchen ihre, unter den dargelegten Voraussetzungen wohl unvermeidliche Bejahung hinführt. Sie bestehen, um es mit einem Worte zu sagen, in dem Satz von der „Affinität“ alles Psychischen zu der Norm der Verknüpfung im „Sinn“, seiner Fähigkeit, in den Zusammenhang des Denkens hineinverwoben zu werden, kurz, in der Annahme, dass jede Vorstellung an sich schon — um die Worte eines der erfolgreichsten der jüngeren Forscher auf dem Gebiete der Denkpsychologie anzuführen — „ihren unanschaulichen Gehalt“ besitze.¹⁵ Von selbst versteht es sich dabei, dass die These von der grundsätzlichen Sinnbetontheit alles Psychischen der Forderung in keiner Weise präjudiziert, „denselben unendlichen Nuancenreichtum“ wie er der Anschauung eigen ist, auch für die Bedeutungsintention der Anschauung vorauszusetzen.¹⁶ Dabei ist jene grundsätzliche Sinnbetontheit des Anschaulichen, von der ich spreche, ein rein theoretischer Charakter; d. h. ich will mit dem Worte „Sinnbetontheit“ nicht gesagt haben, dass sich der „Sinn“ in jedem psychischen Gebilde und im Rahmen jeder psychologischen Untersuchung sozusagen als psychische Realität müsse

13 **O. Külpe**. *Über die moderne Psychologie des Denkens*. Vortrag, gehalten auf dem V. Kongress der Deutschen Gesellschaft für experimentelle Psychologie am 16. April 1912. Intern. Monatsschrift Juni 1912.

14 **Cassirer**, *Substanzbegriff und Funktionsbegriff, Untersuchungen über die Grundfragen der Erkenntniskritik*. Berlin 1910. S. 440.

15 **Koffka, K.**, *Zur Analyse der Vorstellungen und ihrer Gesetze*. Leipzig 1912. S. 365.

16 Vgl. **M. Brod** und **F. Weltsch**, *Anschauung und Begriff, Grundzüge eines Systems der Begriffsbildung*. Leipzig 1913. S. 184.

aufzeigen lassen; — denn das hiesse den Ergebnissen der psychologischen Forschung in einer durchaus unkritischen Weise vorgreifen. Ich wollte vielmehr nur den Grundsatz ausgesprochen haben und begründen, dass es für die denkpsychologische Fragestellung der Natur der Probleme nach eine prinzipielle Grenze innerhalb der Psychologie nicht geben könne; und zwar weder für deren phänomenologische, noch auch für deren experimentelle Form, die ja aus naheliegenden Gründen von der Rücksicht auf den Faktor „Sinn“ nicht weniger beherrscht sein muss als jene.

Es offenbart sich eben auf dem Gebiete der Methodenlehre der Psychologie ein Verhalten, das dem Logiker der Biologie längst geläufig ist. Ebenso, wie bei der Entfernung von den höchsten und komplexesten Formen der Lebensvorgänge nach der Richtung ihrer elementaren Konstituentien hin niemals der „Null- [227] punkt des Lebens“, wenn ich mich so ausdrücken dürfte, erreicht werden kann, gerade, weil der Begriff des Lebens für die Gesamtheit möglicher Probleme der Biologie konstitutiv ist; — ebenso hätte man auch mit der grundsätzlichen Forderung eines „Nullpunktes der Bedeutung“ die Grenzen der Psychologie bereits überschritten. Kein Gebiet der letzteren vermag ich daher aus dem Umkreis dieser Betrachtungen auszuschalten; und von dem grössten wissenschaftshistorischen Interesse scheint es mir zu sein, dass dieselbe Entwicklungsepoche unserer Wissenschaft, der es beschieden gewesen, die Probleme der im engeren Sinn des Wortes gefassten Denkpsychologie zu entdecken, auch den Begriff und die tiefgründige Analyse einer Psychologie des emotionalen Denkens¹⁷ zeitigen sollte. Auch das Gefühl ist, wenn ich so sagen darf, „im Sinn“. Nicht nur, wie man vielleicht zunächst und mit vollem Recht denken wird, hinsichtlich seiner Beziehung zu dem Ganzen eines künstlerischen Gebildes, also zu dessen spezifischer „Wahrheit“; sondern auch schon in Rücksicht auf die elementarste Form seiner Einordnung in die Gesamtheit des psychischen Seins. Nur im Hinblick auf „Bedeutungen“ nämlich ist der unerlässliche Beziehungsmittelpunkt des Gefühls selbst, das „Ich“, bestimmt, nur in Beziehung auf Bedeutungen gewinnt das Gefühl überhaupt psychische Realität. Man kennt die alte These, dass Gefühle nur als „Begleiterscheinungen“ an „Empfindungen“ oder an „Vorstellungen“ gebunden auftreten. Sie ist eine durch besondere methodische Gesichtspunkte bedingte Formel für dieselben bedeutungstheoretischen Zusammenhänge, um deren Herausstellung es sich uns hier allein handelt. — Und noch ein zweites Moment darf in dieser Hinsicht geltend gemacht werden. Nur Bedeutungen gehen in die charakteristische Form des Psychischen ein, die sich in der Relationsfolge: „ich weiss“, „ich weiss, dass ich weiss“ u. s. f. offenbart. Nun ist es bezeichnend, ja für die theoretische Bewertung der gesamten Problemlage geradezu entscheidend, dass sich auch das „Gefühl“ der gleichen Relationsfolge widerspruchslos eingliedert.

Immer tiefer greift also in die ungeheure Komplexion des psychischen Lebens als dominierende Relation der Faktor „Sinn“ ein und als der ernstesten Erwägung bedürftig er- [228] scheint mir, gerade auch unter rein psychologischen Gesichtspunkten, der Umstand, den ich kurz die Tendenz alles Psychischen zum Sinnvollen hin, das „Sinnhafte“ des Psychischen nennen möchte. Nur ein relativ sinnloses, so könnte man den Gedanken vielleicht auch formulieren, hat in dem Gefüge des Psychischen Raum; und vielleicht hört sinnlos verknüpften Elementen gegenüber das Suchen nach einem sinnbetonten Anhaltspunkt nur mit dem psychischen Leben selbst auf. Ich denke, indem ich diesen Satz ausspreche, nicht nur an die bekannte Erscheinung, dass auch der „Unsinn“ seine Grenzen habe; sondern vor allen Dingen an die rein psychologische Tatsache, dass eine zunächst „sinnlose“ Verknüpfung von Elementen durch längeres Perseverieren eine unleugbare Tendenz zur Sinnbetontheit gewinnt.

V.

Wohl erhält, wenn wir uns nun wieder allgemeineren Fragen zuwenden, in dem Begriff des „Sinns“ oder genauer: in dem der „möglichen Bedeutung“, die fundamentale Unterscheidung von „Inhalt“ und „Gegenstand“ ihre volle Bekräftigung; aber so, dass diese letzten Endes unter

17 **Heinrich Maier**, *Psychologie des emotionalen Denkens*. Leipzig 1908.

psychologischen Kategorien stehende Unterscheidung erkenntnistheoretischer Tatbestände mit jener anderen, auf dem Boden der Erkenntniswissenschaft selbst entstandenen, interferiert: mit derjenigen von Inhalt und Form des Urteils. — Die Komplexion dieses Sachverhalts ist nur ein anderer Ausdruck für die unbestreitbare Tatsache, dass sich in den Prinzipienfragen der Denkpsychologie die Interessensphären aller theoretischen Sonderdisziplinen der Philosophie kreuzen. Eine Theorie des Denkens — denn Denken heisst stets Objektdenken — ist eben immer auch eine Theorie des Objekts. Deutlicher vielleicht noch werden diese Zusammenhänge an dem Punkt, an dem sich der „Sinn“ zur „Wahrheit“ determiniert, an dem also die Prinzipienfragen der Denkpsychologie in diejenigen der Erkenntnispsychologie übergehen. „Wahrheit“ ist eine Determination des „Sinns“. Die Wahrheit muss sinnvoll sein. Sie ist es ipso facto. Wohl aber ist das Sinnvolle als solches noch lange nicht wahr. So muss in erhöhter Komplexion, aber auch in deutlicherer Ausprägung, in der Struktur der „Wahrheit“ zur Geltung kommen, was schon diejenige des „Sinns“ enthalten hatte, die Entfaltung nach den beiden Dimensionen hin, die der für [229] beide Begriffe konstitutive Faktor der Geltung in sich schliesst: nach derjenigen, um es mit zwei Schlagworten zu bezeichnen, eines für sich seienden und in sich ruhenden „Reiches der Wahrheit“ und nach derjenigen ihrer „Erlebbarkeit“. Teilen sich in die erstere positive Forschung und Erkenntniswissenschaft, so bemächtigen sich der letzteren, und zwar nach verschiedenen Gesichtspunkten, nach Gesichtspunkten, die in ihrer Struktur zum Teil selbst wieder Charaktere der Bedingungen positiver Forschung aufweisen, Phänomenologie und Erfahrungspsychologie; jene als die Theorie der Bedeutungserfassung als solche, diese als die Analyse der Gesetzlichkeit, die die zeitliche Bestimmtheit des Bedeutungserlebnisses beherrscht. Eine Frage nun, in deren Beantwortung, irre ich nicht, eine der wesentlichsten Aufgaben der theoretischen Philosophie der nächsten Zukunft bestehen wird, ist die, inwieweit die Theorien des erfassten und des unabhängig von der Relation des Erfasstseins betrachteten Objekts nach den Gesichtspunkten einer umfassenden, kritischen, Problemstellung verknüpft werden könnten.

Ein System besonderer Kriterien also muss es sein, durch welches sich die Wahrheit gegen den „Sinn“, dessen Normen sie im übrigen unterliegt, abgrenzt. Es ist das System der Bedingungen der Erkenntnis. Psychologie des Erkennens ist die durch das genannte System modifizierte Theorie des „Sinns“ und so selbst an jenes System als an ihre unerlässliche Voraussetzung gebunden. In solchem Verhalten offenbart sich die natürliche, d. h. mit ihrem Begriff schon gesetzte Grenze — und damit freilich auch wieder die methodische Kraft — aller Denkpsychologie als Phänomenologie sowohl wie als Erfahrungswissenschaft.¹⁸ Der „intentionale Gegenstand“ ist, um es mit einem Worte zu sagen, erkenntnisindifferent. Er ist „intentional“, ob er negativ oder positiv, ob er „absurd“ oder in irgend einem Sinne des Wortes „möglich“ ist. Gewiss, mit den „Gegenständen“ wechselt die „kategoriale“ Beschaffenheit auch der „Akte“. Aber schon der Begriff des Gegenstandes als solcher liegt ausserhalb der Grenzen möglicher Phänomenologie. Ja gerade dies letztere ist für die phänomenologische Betrachtungsweise in allen ihren Formen — ich denke hierbei in erster Linie auch an die „Gegenstandstheorie“ [230] Meinongs — charakteristisch. Wie der „Gegenstand*“ dem „Akt*“, genau so ist der Begriff des Gegenstandes der phänomenologischen Erörterung „transzendent“. Vollends aber entbehrt die Phänomenologie ihrem Begriff nach aller Kriterien für die Bewertung von Objekten im Sinne jener spezifischen Bestimmtheit des Bedeutungserlebnisses, die der Begriff der „Wahrheit“ bedingt. Kraft jener Kriterien aber erst werden, um es so auszudrücken, die intentionalen Gegenstände für eine mögliche Phänomenologie des Erkennens gesetzt. Kein Ersatz für die kritische Erkenntnistheorie ist somit die Phänomenologie, wie manche glauben; sondern ein unerlässlicher und einer kaum noch absehbaren Entwicklung fähiger Teilbestand der Denkpsychologie, als solcher freilich auch eine unerschöpfliche Quelle erkenntnistheoretischer Probleme.¹⁹

18 A. Messer, *Husserls Phänomenologie in ihrem Verhältnis zur Psychologie*. Archiv für die gesamte Psychologie. Bd. XXII. Heft 2 u. 3. 1911.

19 Das Wort „Denkpsychologie“ erscheint hier, wie kaum betont zu werden braucht, in einem Sinn verwendet, der es, nach allem, was vorangegangen, vor dem naheliegenden Vorwurf einer Verwechslung von „Tatsachen“ und „Phänomenen“ sichert. Zu der

So gliedern sich unter stets wechselnden Gesichtspunkten und in immer steigender Komplexion die gesamten Bestrebungen der theoretischen Philosophie an den Begriffen Sinn und Wahrheit, nicht ohne dabei diesen Begriffen selbst in ihrem wechselseitigen Verhältnis immer neue Bestimmungen hinzuzufügen. Wohl wird das Moment der „Wahrheit“, wie wir gesehen, beherrscht durch die Normen des „Sinns“. Aber andererseits ist die Sinngemässheit einer gegebenen Beziehung stets wieder nur an einer „Wahrheit“ zu messen. Es braucht nicht gesagt zu werden, dass die Konstatierung dieses Wechselverhältnisses keinen Zirkel in sich schliesst. Denn in dem ersten Fall war die Rede gewesen von dem Begriff der Wahrheit, während in dem zweiten die Rede ist von dem Kriterium, nicht von dem Begriff, des Sinns: nur in irgend einer Beziehung auf die „Wahrheit“ kann im konkreten Fall von „Sinn“ gesprochen werden.

Sinnhaftigkeit, oder vielleicht richtiger und allgemeiner Sinnbezogenheit, Sinngemässheit, und Wahrheit bezeichnen die Etappen des Bedeutungserlebnisses, oder sagen wir so: die Etappen, in denen sich die dominierende Funktion des Bedeutenserlebnisses im Psychischen überhaupt ausprägt; — zugleich die zentralen Punkte, [231] an denen sich die erkenntnistheoretischen Begriffe des Unsinn, des Widersinn und vor allen Dingen derjenige des Irrtums zu orientieren haben. Es ist hier nicht der Ort, die Bedeutung dieser Verhältnisse für die Logik, im besonderen für eine umfassende Theorie des Urteils im einzelnen zu entwickeln. Wichtiger erscheint es mir in Beziehung auf diese Betrachtung die Frage jener früher erwähnten, bedeutungsvollen Interferenz der Begriffspaare „Inhalt und Gegenstand“ einerseits, „Inhalt und Form“ andererseits mit ein paar Strichen näher zu charakterisieren.

Man wird einer gegebenen Situation gegenüber zu unterscheiden haben zwischen dem Begriff, dem Kriterium und dem Grund des „Sinns“. Von den beiden ersteren Faktoren ist bereits die Rede gewesen, von dem letztgenannten noch nicht. Der „Sinn“, so sahen wir, ist eine komplexe Relation. Alles, was formal zur „Bedeutung“, alles, was formal zu dem „Bedeutungserlebnis“ gehört, ist in ihm in unlösbarer Beziehung auf ein inhaltliches Moment gegeben. Und dieses inhaltliche Moment allein ist, wie allgemein es auch für die Zwecke der theoretischen Analyse bestimmt werden mag, das für den „Sinn“ einer gegebenen Beziehung verantwortliche; das, was es mit anderen Worten ermöglicht und rechtfertigt, an diese Beziehung das Kriterium des Sinns, ja auch nur den Gedanken eines solchen Kriteriums überhaupt erst heranzubringen. Das inhaltliche Moment ist der Grund des „Sinns“. Nun kann aber von „Inhalt“ noch in einer zweiten Bedeutung die Rede sein: ausschliesslich unter dem Gesichtspunkt der logischen Struktur des Urteils. Hier ist das Moment des Bedeutungserlebnisses als solches grundsätzlich ausgeschaltet; hier handelt es sich einzig und allein um ein korrelatives Moment zu dem reinen Gedanken der Geltungsverknüpfung; hier liegt das Moment des Inhalts, wenn ich so sagen dürfte, lediglich in der Wahrheits- und nicht auch in der Erlebnisdimension. Und nun ist es von hohem Interesse, die durchgängige Relativität zu beachten, die dem Faktor „Inhalt“ in beiden seiner möglichen Bedeutungen zukommt. Hinsichtlich beider gilt der Satz, dass der Inhalt den „Sinn“ bedinge; wobei ich jetzt, ohne damit den herkömmlichen Sprachgebrauch zu verletzen, auch einen gegebenen Tatbestand der Urteilsbestimmtheit als „Sinn“ bezeichne. Hinsichtlich beider aber steht auch ohne weiteres fest, dass der Inhalt, soll er überhaupt Inhalt sein, selbst schon nicht jeder Sinnbezogenheit und Sinnbestimmtheit entbehren könne. Für das Denkerlebnis wurde dieser Gesichtspunkt be- [232] reits erwogen: es gibt im Psychischen keinen von einer möglichen Sinnbezogenheit unabhängigen Faktor. Für den „Inhalt“ als Element des logischen Urteilsbestandes ergibt er sich aber nicht minder deutlich: nur ein an sich schon in irgend einer Hinsicht Urteilmässiges und Sinnbezogenes kann überhaupt Inhalt des Urteils sein. Darf man so auf der einen Seite sprechen von einer Kontinuität des Sinns im Psychischen; so darf wohl auf der anderen die Rede sein von einer Kontinuität des Sinns im Logischen. Begründet der „Inhalt“ in dem letzteren Fall die spezifische Verschiedenheit der Urteilsformen, so ist er in dem ersteren die Quelle für die objektive Verschiedenheit der

Frage dieser Verwechslung vgl. jetzt auch **Husserl**, *Ideen zu einer reinen Phänomenologie und phänomenologischen Philosophie* im Jahrbuch für Philosophie und phänomenologische Forschung. Halle a. S. 1913.

Nuancierung des Wahrheitserlebnisses. — Irre ich nicht, so hat man in diesen Verhältnissen die Wurzel jenes eigenartigen Ineinandergreifens und Auseinandergehens der Gesichtspunkte zu erblicken, wie sich dies etwa in den Beziehungen zwischen der logischen Theorie der Hypothese und dem Tatbestand der „Annahmen“ ausprägt.

Den Inbegriff dieser, hier nur in ihren allgemeinsten Umrissen charakterisierten Verhältnisse hatte ich gemeint, als ich vorhin von einer Interferenz der Bedeutungen sprach, in welchem uns der Faktor „Sinn“ entgegentritt. Es handelt sich dabei, wenn wir die Situation nunmehr noch einmal überschauen, um eine Interferenz von doppelter Richtungsbestimmtheit: Die Funktion der Form des Urteils ist es, die — schon weil sie den Begriff des Gegenständlichen überhaupt konstituiert — auch das Begriffspaar „Inhalt und Gegenstand“ beherrscht und das System von Relationen allein, das den „Sinn“ als Bedeutungserlebnis definiert, wird es ermöglichen, von der Form des Urteils, die immer nur ein Moment der Geltungsbestimmtheit sein kann, zu sprechen. In der tiefsten Schicht der Probleme treffen so Psychologie und Logik aufeinander. Welches auch der Begriff sein mag, in dem sie sich verbinden,²⁰ nicht ein ἄπειρον wird er bezeichnen können, das jeden Versuch seiner Bestimmung grundsätzlich ausschliesst; sondern die zentrale und wohldefinierte Frage, in der der Begriff der wissenschaftlichen Philosophie selbst gipfelt. [233]

VI.

Nur in Rücksicht auf die Bedingungen, die sich in dem Faktor „Sinn“ realisieren, können endlich auch, wie mir scheint, die Probleme gewürdigt werden, die Narziss Ach in dem fundamentalen Begriff der „determinierenden Tendenz“ der Denkpsychologie stellt. Das Phänomen der Determination wird allgemein zu bestimmen sein als das Verhältnis der eindeutigen und ganz besonders hinsichtlich ihrer Richtungsbestimmtheit spezifischen Abhängigkeit zweier Bedeutungsbeziehungen; wobei sich dieses Verhältnis der Abhängigkeit nach zwei Gesichtspunkten bestimmt: nach einem, ganz allgemein gesprochen, bedeutungstheoretischen und nach einem, im weitesten Sinne des Wortes kausalen. Denn zwei voneinander völlig verschiedene Formen von Beziehungen sind es, die sich im Hinblick auf das Phänomen der Determination mit voller Klarheit unterscheiden lassen: einmal die Abhängigkeit der Bedeutung des „Reaktionskomplexes“ von der Bedeutung der „Aufgabe“; sodann aber das zeitlich bestimmte „Bewirksein“ des Reaktionskomplexes durch das „Gestelltsein“ der Aufgabe. Nach allem, was bisher gesagt worden, kann ich mich darauf beschränken, die gesamte Problemlage, wie sie sich auf Grund dieser Unterscheidung gestaltet, mit ein paar Strichen zu kennzeichnen.

Man braucht den Tatbestand der Determination nur im Sinne der eben vorgenommenen Unterscheidung zu gliedern, um sofort einzusehen, dass sich in seiner wissenschaftlichen Bearbeitung drei methodische Richtungen begegnen und verflechten müssen: die logische, die phänomenologische und die experimentelle. Entsprechen die beiden ersten dem Moment der Abhängigkeit der Bedeutungsrelationen, so kommt das Problem in der dritten — wenn man so sagen dürfte — in seiner Beziehung auf den Faktor „Zeit“ zur Ausprägung. Dreierlei wird mit anderen Worten an den Phänomen der Determination unterschieden werden müssen: die Abfolge der Bedeutungen in sich selbst, oder, um auf eine früher schon angewandte Formel zurückzugreifen, die Abfolge der Bedeutungen in der Dimension der Wahrheit; das Erlebnis der Bedeutungsabfolge als solches und schliesslich ein solchem Erlebnis eindeutig zuzuordnendes System von Gesetzmäßigkeiten, sofern es Funktionen der Zeit sind, die sich in diesen Gesetzmäßigkeiten manifestieren. Nur in diesem letzteren Sinn kann, soviel ich sehe, auf dem Boden der Lehre von der Determination mit Recht [234] von ursächlichen Beziehungen und demgemäss von einem „Bewirksein“ des Reaktionskomplexes durch den Reizkomplex geredet werden.²¹

20 Hier tritt, wie kaum bemerkt zu werden braucht, der Begriff des „Bewusstseins überhaupt“ in den Gesichtskreis unserer Untersuchung. Vgl. hierzu meine Abhandlung „Kantiana II“ in „*Religion und Geisteskultur*“, Band V, Heft 3, S. 262 f.

21 Wobei es natürlich eine erkenntnistheoretische Aufgabe ganz für sich sein wird, das relative Recht des Kausalgedankens auf dem Boden der Psychologie zu erweisen.

Die Abfolge der Bedeutungen in sich selbst nun — das ist es, was vor allen Dingen jenes Moment der spezifischen Richtungsbestimmtheit beherrscht, das von dem Tatbestande der Determination nicht zu trennen ist. Wie die Frage zur Antwort, wie die Prämisse zur Konklusion und nicht allein so, wie etwa der Blitz zum Donner, drängt hier der „Reiz“ zur „Reaktion“. Man hat mit Recht auf das „teleologische“ Moment in dem Tatbestande der Determination verwiesen. Es ist nur ein anderer Ausdruck für das, was ich eben als spezifische Richtungsbestimmtheit bezeichnet habe. Es ist aber zugleich auch das, was die völlige Unzulänglichkeit des herkömmlichen Assoziationsbegriffs auf dem Boden der Denkpsychologie offenbart. Der reinen Assoziation als solcher fehlt das Richtungsmoment in dem Sinn der Bedeutungsbestimmtheit. Von einem Zusammengehören kann auf ihrer Grundlage nie die Rede sein; sondern immer nur von einem Zusammengeraten. Sucht sie jenen ersten Begriff dennoch in den Bereich ihrer Gesichtspunkte einzubeziehen, dann hat sie die Fundamente ihrer ursprünglichen Position unbemerkt zu Gunsten der Voraussetzungen der Denkpsychologie bereits verlassen. Von selbst versteht sich, dass das logische Moment der Richtungsbestimmtheit auch den phänomenologischen Gesichtspunkt der Untersuchung im eigentlichen Sinne impliziert: Richtungsbestimmtheit heisst eben hier, weil „Richtung“ die Funktion einer Bedeutungsbeziehung ist, zugleich „Erlebnisbestimmtheit“. Und sofern weiterhin das Moment der Richtungsbestimmtheit, wie wir sie hier verstehen der Bestimmtheit gewisser Faktoren nach zeitlichen Gesetzen eindeutig zugeordnet ist, sofern ist schliesslich die experimentelle Forschung als ein unveräusserliches Mittel der wissenschaftlichen Analyse des Tatbestandes der Determination zu betrachten. — Nicht von der Technik des Wissenschaftsbetriebes ist dabei, wie wohl kaum ausdrücklich bemerkt zu werden braucht, im Rahmen aller dieser Betrachtungen die Rede; denn jene Technik kann trennen müssen, was in seinen Prinzipien betrachtet zusammengehört. Sondern eben von der grundsätz- [235] liehen Gliederung der Fundamente unseres Problems, von der Herausstellung eines zentralen Beziehungspunktes, von dem aus die gesamte Problemlage einheitlich überschaut werden kann.

Aber gerade diese Gliederung schafft andererseits auch, wenn sonst ich recht sehe, das Verständnis für gewisse, keineswegs bedeutungslose Unterschiede im Rahmen des psychologischen Problems der Determination selbst. Ich will konkret sprechen: man wird die Determination, wie sie. Eine wohlverstandene Frage bedingt, wie sie als unerlässliche Voraussetzung etwa dem Tatbestande der Überlegung²² zugrunde liegt oder in der komplexesten Weise beim Lesen eines Werkes, in der Unterhaltung — von den konventionellen Redensarten bis zu den höchsten Formen der wissenschaftlichen Diskussion und zu dem, was die Sprache mit besonders feiner Nuanzierung als „Schlagfertigkeit“ bezeichnet — oder aber und ganz besonders, wie sie bei der durch die Taktzeichen, den sogenannten Bass- oder Violinschlüssel, das „Kreuz“ und das „B“ veranlassten Einstellung auf die Bedeutung der Notenschrift vorliegt; — man wird, sage ich, diese Art der Determination wohl zu unterscheiden haben etwa von der Erscheinung, dass man geneigt ist, nach wiederholtem Aufzeigen eines bestimmten Buchstabens eine bald darauf zu nennende, nicht manifest sinnbetonte

Silbe mit eben diesem Buchstaben beginnen zu lassen; oder selbst von der Hemmung, die eine gerade verklungene Melodie für die Reproduktion einer anderen zu bedeuten pflegt. In den beiden letzteren Fällen tritt, um es mit einem Wort zu sagen, die Determination „im Sinn“ hinter der Determination „in der Zeit“ unverkennbar zurück. — Unabhängig hiervon aber ist natürlich die Frage, ob dieser Unterschied auch eine Verschiebung des vorhin fixierten Verhältnisses zwischen Psychischem und „Sinn“ überhaupt bedeutet, eine Frage, die nach allem, was vorangegangen, wohl zu verneinen sein wird: auch die Determination der „sinnlosen“ Silbe durch einen wiederholt aufgezeigten Buchstaben entbehrt eben jener allgemeinsten Beziehung zum Moment der Sinnbetontheit nicht, gerade so wenig, wie die „sinnlose“ Silbe selbst.

So partizipiert also das Phänomen der Determination durchgängig an der Rolle, die in dem

22 Vgl. hierzu insbesondere auch **Reinach**, *Die Überlegung, ihre ethische und rechtliche Bedeutung*. Zeitschrift f. Philosophie und philos. Kritik. Band 148. 1913.

Psychischen dem Moment des [236] „Sinns“ zukommt: es ist eben selbst in einer engeren und einer weiteren Bedeutung des Wortes eine Bestimmtheit des Sinns. Und gerade vermöge dieser Beziehungen vertieft das Phänomen der Determination auch wieder unsere Einsicht in die Struktur des Begriffs „Sinn“. In dem Masse nämlich, als jenes Phänomen über die Grenzen des eigentlich Intellektuellen hinausgreift, offenbart es einen der tiefsten erkenntnistheoretischen Zusammenhänge. Ich denke hierbei im besonderen an die unverkennbaren Beziehungen zwischen dem Begriff des Sinns und der Struktur derjenigen Gebilde, die man, in einer vielleicht etwas schwerfälligen Terminologie, Gestaltqualitäten genannt hat.²³ Nicht beantwortet oder auch nur diskutiert, sondern lediglich herausgestellt werden soll hier die Frage, ob nicht die Gebilde „Sinn“ und etwa „Melodie“ in ihrer logischen Struktur, d. h. hinsichtlich des in ihnen sich ausprägenden Verhältnisses von Inhalt und Form eine Übereinstimmung von grundsätzlicher Art aufweisen. Ja vielleicht darf die Frage noch tiefer und, wenigstens nach ihrer historischen Seite hin, konkreter gefasst werden. Unterliegen „Sinn“ und „Gestaltqualität“, kraft jener spezifischen Geschlossenheit und Ganzheit, die ihnen ihren Begriffen nach eigen ist, nicht demjenigen Gesetz der objektiven Einheit, das wir seit Kant Idee nennen?

Wie man sich aber auch zu diesen letzten prinzipiellen Fragen stellen möchte, klar zu sondern ist von dem Tatbestande der Determination als solchen die Frage, ob und in welchem Umfang die Versuchsperson sich und anderen über das Bewirktsein des Reaktionskomplexes durch das Gestelltsein der Aufgabe Rechenschaft zu geben imstande ist.²⁴ Wohl wird gerade diese Frage für die experimentelle Analyse des Determinationsproblems aus naheliegenden Gründen im Vordergrund stehen. Und insofern erscheint sie auch auf das innigste mit ihm verknüpft. Hiervon abgesehen aber, bildet sie eine psychologische Angelegenheit für sich. Die Fähigkeit der Versuchsperson, sich über den Tatbestand der Determination Rechenschaft zu geben, unterliegt als selbständiges Objekt der psychologischen Forschung ohne jeden Zweifel den gleichen methodischen Gesichtspunkten der wissenschaftlichen Analyse wie das Phänomen der Determination selbst. — Welche Rolle hierbei dem Begriff des „Unbewussten“ zufällt und welche Mittel zu Ge- [237] bote stehen mögen, um diesen Begriff vor dem Schicksal einer *Qualitas occulta* zu bewahren, das ist eine Frage, deren Entscheidung den Rahmen dieser Betrachtungen übersteigt und nur auf dem Boden der psychologischen Forschung selbst beantwortet werden kann.

VII.

Für den Schluss meiner Darlegungen aber habe ich mir die Erörterung eines Punktes vorbehalten, der seiner sachlichen Bedeutung nach eben so gut an ihrer Spitze stehen könnte. Man kann von den Prinzipienfragen der Denkpsychologie nicht sprechen, ohne zugleich die grundsätzlichen Beziehungen erwogen zu haben zwischen Gedanken und Wort. Wohl erreicht unser Problem damit ein kaum mehr überbietbares Mass der Komplexion; allein dieser Umstand wird, wie mir scheint, reichlich aufgewogen durch das höhere Mass der Schärfe seiner Gliederung.

Ich sage Wort und meine zunächst ganz allgemein: ein den Bedingungen sinnlicher Wahrnehmbarkeit grundsätzlich genügendes Bedeutungssymbol von beliebiger Art und Struktur. D. h. ich unterscheide im Moment weder zwischen lautlichen und schriftlichen Symbolen, noch zwischen den Ausdrucksmitteln der verschiedenen Sprachen, noch auch zwischen Wort und Wortrudiment. Dieses vorausgeschickt, glaube ich sagen zu dürfen: Der Struktur des Faktors „Bedeutung“ gemäss gliedert sich auch die symbolische Funktion des Wortes. Im Wort gelangt die logische wie die phänomenologische Seite dieses Faktors zur Repräsentation. Ja vielleicht genauer: das Wort ist eine Funktion des „Bedeutungserlebnisses“ und deshalb zugleich eine Funktion der „Bedeutung“.

23 Hierzu vgl. jetzt auch **Bühler**, *Die Gestaltwahrnehmungen*, Stuttgart 1913.

24 Vgl. hierzu insbesondere auch **Koffka**, a. a. O. S. 333.

Es ist freilich in der Denkpsychologie viel und mit Recht die Rede von dem wortlosen Denken; und kaum etwas wird den trefflichen Darlegungen hinzugefügt werden können, mit welchen Benno Erdmann seinen Begriff des „unformulierten Denkens“ vor Jahren schon in die Diskussion dieser Probleme einführte. Aber dieser Begriff selbst stellt, gerade in Verbindung mit dem Gedanken, dass das nichtformulierte Denken ein noch nicht oder ein nicht mehr formuliertes sei, die bedeutsame Aufgabe, das Verhältnis zwischen Wort und Gedanken nach seiner prinzipiellen Seite hin der Analyse zu unterwerfen.²⁵ Noch bedarf sicherlich [238] auch das rein Tatsächliche an diesem Verhältnis in mannigfacher Beziehung der Klärung.²⁶ Gewiss, ich passiere eine gewisse, vielleicht lange und mannigfach gewundene Gedankenstrecke ohne greifbare und unmittelbare verbale Repräsentation. Aber es ist demgegenüber von dem höchsten Interesse nicht nur, dass solche Repräsentation je nach Umständen an ungezählten Punkten der Gedankenstrecke einsetzen kann; sondern und vielleicht mehr noch, dass sie sich als Unterbrechung der wortlosen Gedankenstrecke immer wieder mit unabweisbarer Energie tatsächlich auch bemerkbar macht. Es liegt solchem Verhalten zugrunde, was ich, um es kurz auszudrücken, die Worthaftigkeit des Denkens nennen möchte. In viel schnellerer Abfolge als man es vermuten würde, stellen sich im psychischen Erleben Worte ein; — nicht da, wo Begriffe fehlen, sondern da, wo sie vorhanden sind. Je geübter der Turner, umso mehr Sprossen einer Leiter mag er überspringen; umso grösser mag der Zwischenraum der Sprossen sein; umso kürzere Zeit mag er auf einer Sprosse verweilen. Aber ohne Sprossen wird er nicht hinansteigen. Das tertium comparationis ist, wie ich glaube, nicht zweifelhaft. Nicht ein äusserlicher Appendix ist das Wort zum Gedanken;²⁷ und auch nicht so verhält es sich zu diesem, wie etwa die Spannungsempfindung im Kopfnicker oder in den Stirnmuskeln zum Bewusstsein der Bedeutung; sondern so, wie die Bedingungen der Bewältigung einer Aufgabe zu eben der Bewältigung dieser Aufgabe selbst. Ja es wird, wie ich meine, solchen Erwägungen gegenüber der Begriff des Symbols nur noch in wesentlicher Einschränkung und Vertiefung auf das Verhältnis zwischen Wort und Gedanken angewandt werden dürfen, d. h. es wird ernstlich erwogen werden müssen, ob man denn noch das Recht habe, den Ausdruck „Symbol“ sowohl für die besonderen Formen, als auch für die allgemeine Tatsache der Mitteilung als solche in gleichem Sinne zu gebrauchen.

So weist uns das Wort in die Tiefen der Struktur des Gedankens, und damit des Psychischen überhaupt. Und wie der „Sinn“, so wird nun auch das Wort zur Bedingung seiner Möglich- [239] keit.²⁸ Überlegen wir einen Augenblick, welche grundsätzliche Bewandnis es mit der alltäglichen Forderung habe, für einen Gedanken das richtige Wort zu finden. Das „Suchen“ nach einem passenden Wort²⁹ ist, genau besehen, ein Suchen nach einem Sinn, der mit einem anderen, eben dem Anlass des Suchens, in einer eindeutigen funktionalen Beziehung steht und dabei einer bestimmten und bekannten sprachlichen Form unlösbar zugeordnet ist. Gerade diese unlösbare Zuordnung aber, deren Kriterium natürlich wieder den Gegenstand eines besonderen Problems bildet, schafft auch eine unlösbare Verknüpfung zwischen jenem Anlass und dem gefundenen Wort. Und diese Verknüpfung selbst kann ihrerseits nur geschaffen werden, wenn die Bedingungen für sie in beiden der zu verknüpfenden Elemente gegeben sind. Die Worthaftigkeit des Sinns und die Sinnhaftigkeit des Wortes sind es, was auch nur die Frage nach einem „adäquaten“ Wort für eine gegebene Bedeutungsbeziehung ermöglicht.³⁰ „Wort und Bedeutung“, sagt einmal Riehl,³¹ „sind so untrennbar, wie Organ und Funktion“, „Wer etwas denkt, muss auch angeben können, was er

25 Vgl. **Benno Erdmann**, *Umriss zur Psychologie des Denkens*. Zweite umgearbeitete Auflage. Tübingen 1908. S. 11 und 28; vgl. auch **Benno Erdmann**, *Logik*. Band I. Zweite völlig umgearbeitete Auflage. Halle a. S. 1907. S. 42 f.

26 Vgl. besonders **August Messer**, *Empfindung und Denken*. Leipzig 1908. S. 103 f.

27 Vgl. hierzu **Messer**, ebenda, S. 101.

28 Vgl. hierzu vor allem auch **Husserl**, a. a. O.

29 Natürlich verkenne ich nicht, dass der Tatbestand solchen „Suchens“ eine Fülle spezieller psychologischer Probleme in sich schliesst. Vgl. hierzu auch **Brunswig**, *Das Vergleichen und die Relationserkenntnis*. Leipzig und Berlin 1910. S. 67 f.

30 Vgl. hierzu auch **Geyser**, *Beiträge zur logischen und psychologischen Analyse des Urteils*. Archiv für die gesamte Psychologie. XXVI. Band S. 363 f.

31 **Riehl**, *Beiträge zur Logik*. Vierteljahrsschrift für wiss. Philosophie. 1892. S. 2.

denkt“;³² — ein Satz, der, wie mir scheint, sein volles Gewicht erst dann erhält, wenn man ihn nicht als den Ausdruck einer psychologischen Tatsache, sondern als den der funktionalen Zusammengehörigkeit von Wort und Gedanke begreift, und der damit geradezu den Lebensnerv aller Wissenschaft bioslegt. Gerade im Hinblick auf diese seine Funktion aber dürfen wir hinzufügen: In dem Masse, als selbst an der blossen „Empfindung“ das Moment der Bedeutung in den Vordergrund rückt, gewinnt auch sie verbale Repräsentabilität. Wieder handelt es sich auch hier, ganz wie bei der „Sinnhaftigkeit des Gedachten“, um einen streng theoretischen Charakter; d. h. nicht um eine Behauptung tatsächlicher Natur [240] darüber, dass jeder Sinn einem Wort zugeordnet sei, und umgekehrt, bzw. darüber, welches Wort dabei im besonderen Fall in Frage kommen möchte; sondern um die Einsicht, dass dem Forschen nach einer positiven Beziehung zwischen Wort und Sinn, der begrifflichen Beschaffenheit beider Faktoren zufolge, an keinem Punkte grundsätzlich Halt geboten werden könne.

Zwei Momente tatsächlicher Natur nun sind es augenscheinlich, die der These von der grundsätzlichen Wertlosigkeit, ja Wortfremdheit des Denkerlebnisses zugrunde liegen. Einmal die in so vielen Fällen konstatierte Unfähigkeit der Versuchsperson, ihr Denkerlebnis überhaupt in eine sprachliche Form zu bringen; sodann aber, und ganz besonders, der der sprachlichen Einkleidung, wie man meint, handgreiflich widerstrebende affektive Wert des Gedankens. Die erste Frage erscheint durch die vorangegangenen Erwägungen implicite bereits beantwortet: man wird das Vermögen der Versuchsperson zum Ausdruck ihres Denkerlebnisses von der Struktur dieses Denkerlebnisses auf der ganzen Linie klar zu unterscheiden haben. Schwieriger steht es um die Frage hinsichtlich des zweiten Punktes. Ehe man auf Grund der Überlegung, dass Wort und Gefühlswert des Gedankens durch eine unüberbrückbare Kluft getrennt seien, über das grundsätzliche Verhältnis zwischen Gedanken und Wort urteilt, sollte wiederum zweierlei ins Klare gebracht sein. Zunächst dies, ob denn der sogenannte affektive Wert des Gedankens dessen Bedeutungsgehalt wirklich modifiziere; und zweitens die Frage, ob solche Modifikation des Bedeutungsgehalts, sofern sie stattfände, die sprachliche Formulierung schlechthin ausschliesst. Das Problem ist viel zu komplex, um hier erschöpft zu werden. Ich neige entschieden der Überzeugung zu, dass der affektive Wert des Gedankens dessen Bedeutung mitbestimmt. Aber ebenso entschieden bekenne ich mich auch zu der Anschauung, dass das Wort jener Bedeutungsfunktion der Affektbetontheit keineswegs machtlos gegenübersteht. Eine der subtilsten Aufgaben des sprachlichen Stils liegt, wie ich meine, gerade darin, den Bedingungen zu genügen, die die Affektbetontheit des Gedankens an dessen Bedeutungsgehalt stellt: d. h. Symbole für Bedeutungsbeziehungen zu schaffen, die in höherer Einheit verknüpft enthalten, was in der ursprünglichen Konzeption noch getrennt gewesen war, Symbole, die damit selbst wieder zu der Quelle einer reicher gegliederten, d. h. „bedeutungsvolleren“ Affektbetontheit werden. Es sind dies die Fälle, in denen die Sprache [241] in dem besten Sinne dieses Wortes „für uns denkt“. So erhöht der sprachliche Ausdruck in dem, was wir Stil nennen — ich lasse die ästhetische und die pädagogische Seite des Problems absichtlich unerörtert — die Gliederung des Gedankens, indem er diesem die ganze Fülle der in ihm schlummernden Bedeutungsmöglichkeiten entlockt.

Solche Erwägungen freilich greifen, indem sie auf die höchsten Formen des sprachlichen Ausdrucks reflektieren, über die allgemeinen Prinzipienfragen, auf die es uns doch hier zunächst angekommen war, schon weit hinaus. Das Problem der besonderen Sprache und die grundsätzliche Frage nach der allgemeinsten und primitivsten gedanklichen Funktion des Wortes überhaupt sind gewiss zweierlei. Und nichts liegt mir ferner als der Versuch eines unkritischen, spekulativen, Exkurses in das Gebiet der Sprachforschung. Aber gerade dann werden, wie ich meine, die Gefahren eines solchen Versuchs am wirksamsten vermieden werden, wenn man sich die elementaren bedeutungstheoretischen Bedingungen klar macht, denen alle besonderen Sprachen als Sprachen genügen. Um diese Bedingungen allein ist es uns hier zu tun gewesen.

Unwillkürlich wendet sich der Gedanke in solchem Zusammenhang Leibniz zu. In dem

32 Ebenda S. 11. Vgl. hier übrigens auch Herder, *Zur Philosophie und Geschichte XVII*. S. 144. Stuttgart 1850.

genialen Plan seiner „*Characteristica universalis*“ äussert sich in vollendeter Klarheit, freilich auch mit bewusster Beschränkung auf das Gebiet eigentlicher Erkenntnis das grundsätzliche Verhältnis zwischen Wort und Gedanke. Was Leibniz vorschwebt, das ist die Schaffung einer idealen „Bedeutungssprache“; d. h. einer Sprache, deren Elemente in absolut eindeutiger Korrelation zu Bedeutungen stehen, sofern diese auch gewissen besonderen Bedingungen, nämlich denjenigen der Erkenntnis, genügen. Gerade deshalb aber wäre diese Sprache, wie es das System der Bedeutungen selbst ist, eine. Gründen sich auf diesen Umstand die praktischen Folgen der ganzen Konzeption, um die es Leibniz selbst in so hohem Masse zu tun ist, so liegt darin, sachlich betrachtet, vor allen Dingen der Gedanke einer völligen funktionellen Verschmelzung von Zeichen und Bedeutung. Aus den „Zeichen“ sollen hier „Bedeutungen“ abgeleitet werden, weil die Zeichen durch die Bedeutungen und die Bedeutungen durch die Zeichen „sind“. In einem Gedanken-Alphabet, wie der charakteristische Ausdruck lautet, soll sich das System der begrifflichen Relationen selbst vollenden. [242]

Dieses Moment der absolut eindeutigen Zuordnung von Bedeutung und Zeichen nun ist es, was in der Tatsache der Vielheit von Sprachen in charakteristischer Weise gestört zu sein scheint; nicht freilich ohne dabei das elementare Verhältnis als solches nur um so schärfer hervortreten zu lassen. Es findet nämlich hinsichtlich dieses Verhältnisses, wie ohne weiteres einleuchtet, eine Verschiebung nach zwei Richtungen hin statt. Nicht einfach darum handelt es sich jetzt, dass einem gegebenen Bedeutungstatbestand verschiedene Worte zuzuordnen sind, die mit Rücksicht darauf nun als völlig gleichwertig betrachtet werden müssen; sondern in einer viel grösseren Zahl von Fällen, als man denken sollte, auch darum, dass den verschiedenen Worten verschiedene, aber untereinander funktionell verknüpfte Bedeutungen entsprechen. Man sieht sofort, dass das Prinzip der eindeutigen Zuordnung von Wort und Bedeutung auch hier nicht aufgehoben ist. Nur findet diese Beziehung jetzt statt zwischen den als gleichwertig bezeichneten Worten der verschiedenen Sprachen und zwischen den Teilbeständen eines umfassenden Bedeutungszusammenhangs. Eben die funktionale Vereinigung dieser Teilbestände ist es, worauf sich die Gleichwertigkeit der Worte gründet. — Dieser Sachverhalt nun ist es, der wie ich kaum zu betonen brauche, die Gesichtspunkte nahe legen muss, von denen aus nicht nur das schwierige Problem der Übersetzung aus einer Sprache in die andere allein zu betrachten sein wird; sondern auf die sich auch das Recht aller Forderungen, die an Übersetzungen seit jeher gestellt zu werden pflegen, gründet. Dem „Geiste“ der fremden Sprache Rechnung tragen, heisst eben jene Teilbedeutungen in ihrer Sonderung wie in ihrer funktionellen Zusammengehörigkeit überschauen. In solchem Sinne verliert auch die These, es gäbe überhaupt keine wirkliche Übersetzung, ihre anfängliche Paradoxie. Sie erscheint als der negativ gefasste, und vielleicht auch nicht ganz glückliche, Ausdruck des gleichen Gedankens, wie er im Grunde genommen auch in den Sätzen, es gäbe keine Synonyme, und Sprachen lernen heisse „umdenken“ lernen, zur Geltung kommt.

Stauend stehen wir wiederum vor der Grösse des Leibnizschen Geistes. Jede denkbare Gliederung der Bedeutungen, jeder mögliche Anteil der Sprache an der Vertiefung der Erkenntnis ist in der Idee des Gedanken-Alphabets, wenigstens der Absicht nach, vorweggenommen. Die Ideen der Universalität und der Einheit aller Erkenntnis erscheinen hier organisch verknüpft in [243] der Einsicht, dass das System von Bedeutungen, in welchem Erkenntnis besteht, nur in seiner korrelativen Beziehung auf ein System von Zeichen möglich sei. — Welche Hindernisse sich der Verwirklichung dieses Planes entgegenstellen müssen, das ist angesichts seiner unerhörten Kühnheit und Grösse eine Frage von sekundärer Bedeutung. Die Erkenntniswissenschaft wird sie herauszustellen und zu begründen haben; der Plan als solcher aber bleibt für alle Zeiten der klassische Repräsentant der Einsicht in die elementare Struktur der Bedeutung, als der Voraussetzung aller Erkenntnis und Wissenschaft.

Zwanglos gliedert sich das Ergebnis dieser Betrachtungen in den Zusammenhang früherer Erwägungen ein. Als konstitutives Element des Bedeutungserlebnisses hatten wir die Beziehung erkannt, die ich die „primäre Repräsentation“ des Bedeutungserlebnisses genannt habe. Ich verstand

darunter die für dessen Bestand, für dessen „Möglichkeit“ unerlässliche Gliederung. Zu dieser an sich immer noch rein gedanklichen Bestimmtheit nun gesellt sich jetzt als weiteres konstitutives Moment hinzu eine primäre Form des Ausdrucks. Erst in der Worthaftigkeit des Sinns bestimmt sich, wenn man diese Wendung gestatten will, die Sinnhaftigkeit des Bedeutungserlebnisses. So knüpft sich hier eine Kette unerlässlicher Funktionalbeziehungen, in deren jedem Glied eben deshalb auch das Ganze des Problems zum Ausdruck kommt. Nur unter dem Gesichtspunkt dieses Problems hört die unwiderstehliche Gewalt, mit der der Gedanke nach dem Ausdruck drängt, auf, ein Wunder zu sein. Nur aus ihm heraus sind die letzten treibenden Motive in der Jahrtausende alten Geschichte des Λόγος-Gedankens zu verstehen. Es ist das Grundproblem der Denkpsychologie, ja das Grundproblem der Psychologie überhaupt. Denn die Prinzipienfragen der ersteren durchleuchten gewissermassen den Tatbestand der letzteren. Nicht nur, indem sie, was ja offen zu Tage liegt, den Problembereich der Psychologie erweitern; sondern vor allen Dingen dadurch, dass das Prinzip solcher Erweiterung auf die Einsicht in die Struktur der Psychologie als Wissenschaft reformierend und reorganisierend zurückwirkt.

Schon sehen wir den Begriff der Assoziation in einen harten und aussichtslosen Kampf verwickelt mit den neuen methodischen Grundsätzen der Denkpsychologie.³³ Welches aber auch die [244] Wechselfälle dieses Kampfes sein möchten, sein Ausgang ist nicht zweifelhaft. Er wird nicht sowohl mit einer Beseitigung denn mit einer Vertiefung des Assoziationsbegriffs enden. Aus einem künstlichen Hilfsmittel, um das Sein der künstlich zerklüfteten Psyche zu retten, muss die Assoziation, metaphorisch ausgedrückt, zum Element eines organisierten Bestandes werden. Immer freilich wird das psychologische Phänomen der Assoziation der Psychologie Probleme stellen; aber als ein Prinzip der psychologischen Erklärung hat sie in dem Moment aufgehört zu sein, da sie den prinzipiellen Forderungen der Denkpsychologie widerspricht. Wieder verhält es sich auch hier wie in der Biologie: nicht eine Beseitigung, sondern eine Vertiefung des Gedankens, dass die elementaren Bestandteile des Lebendigen miteinander nach mechanischen Gesetzen verbunden sind, bedeutet der kritische Begriff auch des Lebens. Der „rhodische Genius“, wenn ich mich dieses Ausdrucks aus der bekannten Parabel Alexander v. Humboldts bedienen darf, der für den Logiker der Psychologie das Auseinanderfallen der Elemente verhindert, ist, mit allen seinen Voraussetzungen, das Moment des „Sinns“; eben als der Ausdruck der grundsätzlichen und durchgreifenden methodischen Selbständigkeit der Psychologie. — Nur dann also wird jene „Richtungsänderung“ in der gemeinsamen Dimension aller Objekterkenntnis, von der Natorp spricht, zum methodischen Träger der psychologischen Begriffsbildung, wenn sie das Moment des „Sinns“, wie wir es definiert hatten, in sich aufnimmt. Dann aber ist sie auch etwas von einer „Richtungsänderung“ im Grunde genommen völlig und prinzipiell verschiedenes.

VIII

Noch einmal greifen wir zum Schluss und unter Zugrundelegung der gewonnenen Einsichten auf jene charakteristische Korrelation zurück, die wir für die Begriffspaare „Inhalt—Gegenstand“ einerseits, „Inhalt—Form“ andererseits feststellen konnten. Nur als Element einer Geltungsbestimmtheit, d. h. nur in Rücksicht auf den Begriff des Bedeutungserlebnisses, fanden wir den Begriff der Urteilsform möglich. Und nur als eine Erfüllung der Gesetzlichkeit der Urteilsform ward uns der Gedanke der Geltungsbestimmtheit verständlich. Logik und Erkenntniswissenschaft sowohl, als auch Psychologie sind der Norm dieser Wechselbeziehung [245] unterworfen. Sie grundsätzlich zerreißen, hiesse diese wie jene in ihren Fundamenten angreifen. Das aber tut — und ich stehe damit wieder beim Ausgangspunkt meiner Erwägungen — der sogenannte Psychologismus. Wohl sind es noch die äusseren Formen der Psychologie, mit denen er operiert. Aber ihren Begriff hat er verleugnet, wenn er die Beziehungen aufhebt, durch die allein jener

33 Vgl. hierzu auch G. Moskiewicz, *Zur Psychologie des Denkens*, Archiv für die ges. Psychologie. 1910; ebenso Ebbinghaus, *Grundzüge der Psychologie*, fortgeführt von E. Dürr, 2. Band, § 87.

Begriff möglich wird. Denn es heisst das für alles Psychische konstitutive Moment der Sinnbezogenheit beseitigen, wenn man die Struktur des Bedeutungserlebnisses zerstört. Und das tut man in dem Moment, da man mit dem Psychologismus aufhört, die Form des Urteils als einen korrelativen, und in solchem Sinne selbständigen Faktor eben jenes Bedeutungserlebnisses zu betrachten.

So ist, wenn wir nun die Gesamtheit unserer Darlegungen noch einmal prüfend überschauen, die Denkpsychologie nicht nur ein Objekt, sondern auch ein Vehikel der kritischen Untersuchung. Sie vertieft den Begriff der Psychologie überhaupt und sie erweitert den Bereich der Wissenschaftslehre. Sie schafft der Erkenntnis ein neues Gebiet der Rechtfertigung ihres eigenen Bestandes. In neuer und kritischer Form rechtfertigt sie damit die Unvergänglichkeit der Problemstellung Kants. Nicht freilich des Kant einer Schule; denn Schulen sind allemal Vorhallen des Dogmatismus. Sondern desjenigen Kant, dem „das Thema des Verfahrens“ alles bedeutet, dem „alle dogmatische Methode, sie mag nun dem Mathematiker abgeborgt sein oder eine eigentümliche Manier werden sollen, für sich unschicklich“ erscheint, kurz, der sich mit der unabsehbar fortschreitenden Forschung immer wieder verjüngt und erneuert, weil sein methodischer Grundgedanke das lebendige Gewissen aller Forschung selbst ist.